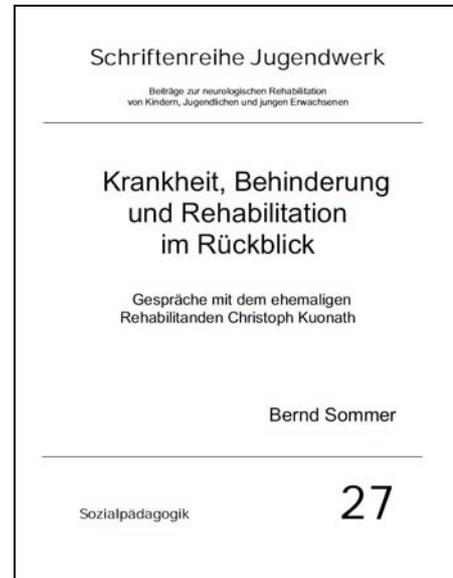


Schriftenreihe Jugendwerk, Heft 27
Download
Sommer, Bernd :
Krankheit, Behinderung und
Rehabilitation im Rückblick,
Gailingen, 2008



Der Autor Bernd Sommer ist Diplom-Pädagoge mit dem Schwerpunkt Heil- und Sonderpädagogik und Professor für Soziale Arbeit an der Berufsakademie Villingen-Schwenningen, Fachbereiche Sozialwirtschaft und Sozialwesen.

Zuvor war er langjähriger Mitarbeiter des Sozialpädagogischen Dienstes des Hegau-Jugendwerks.

Das Hegau-Jugendwerk in Gailingen ist ein überregionales Rehabilitationszentrum für die neurologische Rehabilitation von Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Mit zur Zeit 200 Betten bietet es die ganze Rehabilitationskette von der noch intensivmedizinischen Frührehabilitation über alle Formen medizinischer, sozialer und schulischer Rehabilitation bis hin zur beruflichen Rehabilitation zum Beispiel in Form von Förderlehrgängen.

Die Schriftenreihe Jugendwerk ist ein in erster Linie internes Forum für die fachliche Auseinandersetzung mit den Fragen neurologischer Rehabilitation von Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen. Die einzelnen Hefte der Schriftenreihe stehen aber auch jederzeit allen externen Interessierten zur Verfügung und können als pdf-Datei von der Homepage des Hegau-Jugendwerks kostenfrei heruntergeladen werden.



Neurologisches Fachkrankenhaus und Rehabilitationszentrum Hegau-Jugendwerk
Kapellenstr. 31, 78262 Gailingen am Hochrhein

Telefon 07734 / 939 - 0
Telefax Verwaltung 07734 / 939 - 206
Telefax ärztlicher Dienst 07734 / 939 - 277
Telefax Krankenhausschule 07734 / 939 - 366
schriftenreihe@hegau-jugendwerk.de
www.hegau-jugendwerk.de

Redaktion der Schriftenreihe: Jörg Rinninsland, Wilhelm-Bläsig-Schule

Vorwort

Der vorliegende Band stellt das Ergebnis einer nunmehr nahezu zehn Jahre umfassenden Zusammenarbeit von Christoph Kuonath und Bernd Sommer dar.

Aus einer anfangs eher als rein professionell zu bezeichnenden Beziehung von jungem Rehabilitanden und Mitarbeiter des Sozialpädagogischen Dienstes des Neurologischen Rehabilitationszentrums Hegau-Jugendwerk Gailingen entwickelte sich während seines Stationären Aufenthaltes, insbesondere aber nach der Entlassung Christoph Kuonaths aus dem Hegau-Jugendwerk Gailingen eine sich in der Folgezeit als äußerst fruchtbar erweisende Kooperation in der Hinsicht, als Christoph Kuonath und Bernd Sommer bis heute in dem Grundgedanken übereinstimmen, Erfahrungen mit Krankheit und Behinderung, subjektive Deutungsmuster und Bewältigungsstrategien sowie die Beschreibung der unterschiedlichen Phasen von Rehabilitation und die Bearbeitung von sich unweigerlich stellenden Sinnfragen interessierten Vertretern der (Fach-)Öffentlichkeit mit Hilfe von autobiographisch ausgerichteten Dokumenten und deren zum besseren Verständnis dienenden Kommentierung zugänglich zu machen.

Dies geschah zunächst über den Weg der Veröffentlichung eines Beitrages zur „Schriftenreihe Jugendwerk“ mit dem Titel „Biographie und Behinderung: Subjektive Deutungen und Bewältigungsstrategien von Krankheit und Behinderung. Ein autobiographisch orientierter Erfahrungsbericht“, der im Februar des Jahres 1999 als Band 6 der „Schriftenreihe Jugendwerk“ veröffentlicht wurde¹.

Auch nach der Entlassung Christoph Kuonaths aus dem Hegau-Jugendwerk Gailingen im Mai des Jahres 1999 bestand der einmütig formulierte Wunsch, die weitere Entwicklung des jugendlichen Rehabilitanden in der Verbindung von Lebensgeschichte mit Krankheit und Behinderung auch über die Zeit der Stationären Rehabilitation hinaus dokumentieren zu wollen.

Lehrveranstaltungen im Rahmen der akademischen Ausbildung angehender Sozialpädagogen/innen und Sozialwirte/innen an der Berufsakademie Villingen-Schwenningen brachten dann Christoph Kuonath und Bernd Sommer auf einer anderen Ebene wieder für konkrete Projekte zusammen, die die gemeinsame Planung, Durchführung und Auswertung von Seminaren zum Thema *Krankheitsverarbeitung und Behinderungsbewältigung anhand von Beispielen aus (sozial-)pädagogischen Arbeitsfeldern* umfassten.

Die Erfahrungen des Christoph Kuonath aus seinem Leben nach Entlassung aus der Stationären Rehabilitation sowie die (selbst-)kritische Reflexion von unterschiedlichen Phasen von Rehabilitation im Alltag mit ihren persönlichen, beruflichen und sozialen Hintergründen stehen neben der Auswertung der Seminare *Krankheitsverarbeitung und Behinderungsbewältigung* im Mittelpunkt der Betrachtungen von Band 10 der „Schriftenreihe Jugendwerk“, der unter dem Titel „Biographie und Behinderung Teil 2: Lebenslauf, Krankheitsbewältigung und Rehabilitation. Biographische Erfahrungen mit Krankheit und Rehabilitation in der fachlichen Diskussion mit Studenten der Sozialpädagogik“ im April des Jahres 2000 veröffentlicht wurde².

Mit seiner Entlassung aus der Stationären Neurologischen Rehabilitation im Hegau-Jugendwerk im Mai 1999 fand der offizielle Teil seiner Rehabilitation, die Christoph Kuonath über Akut-Krankenhäuser nach Gailingen führte, sein vorläufiges Ende.

Gleichzeitig stellt dieser Zeitpunkt den Beginn eines neuen Lebensabschnittes dar, in dessen Zuge (wieder-)erlernte Fertigkeiten und sich allmählich ausprägende Fähigkeiten auf die alltäglichen Anforderungen der ungeschützten, der harten Wirklichkeit des Lebens außerhalb des (be-)schützenden Rahmens eines Rehabilitationszentrums treffen.

Christoph Kuonath und Bernd Sommer haben über die Entlassung aus der Stationären Rehabilitation hinaus in kontinuierlicher Weise persönlich wie telephonisch erfolgende Gespräche führen können, die letztlich zu dem Entschluss führten, die weiteren Schritte auf dem Wege zu der

¹ vgl. KUONATH/SOMMER 1999.

² vgl. SOMMER/KUONATH 2000.

beruflichen, gesellschaftlichen und sozialen (Re-)Integration von Christoph Kuonath einer interessierten (Fach-)Öffentlichkeit gegenüber zu dokumentieren.

Dies mündete im Jahre 2001 in die Veröffentlichung des Bandes „Biographie und Behinderung: Krankheit, Rehabilitation und Lebensgeschichte eines Jugendlichen in Selbstzeugnissen. Ein autobiographisch orientierter Forschungsansatz“³.

Christoph Kuonath hat sich nach eigenen Aussagen bis heute nie mit dem Erreichten zufrieden geben können. Diese Lebenseinstellung war und ist heute noch u.a. eine der entscheidenden Triebfedern, die ihn zum Durchhalten während der akuten Phase seiner Erkrankung ermunterte, die gleichzeitig Motivation und Zielsetzung darstellt(e), sich immer neuen Anforderungen zu stellen und eigene Erwartungen an sich und sein Leben zu formulieren.

Den Schwerpunkt des vorliegenden Bandes stellt die Zeit nach Entlassung Christoph Kuonaths aus der Stationären Rehabilitation (Mai 1999) dar, d.h. der Begriff *Rehabilitation im Alltag* bzw. *Rehabilitation durch Alltag* wird sowohl in seinen theoretischen wie auch in seinen praktischen Bezügen thematisiert.

Im Mai 2006 haben Christoph Kuonath und Bernd Sommer zum wiederholten Male die Möglichkeit ergriffen, die Themen *Krankheitsverarbeitung* und *Behinderungsbewältigung* sowie das übergeordnete Thema *Rehabilitation im Alltag* in einer Lehrveranstaltung an der Berufsakademie Villingen-Schwenningen zu diskutieren.

Den anwesenden Studierenden des Fachbereiches Sozialwirtschaft mit Studienschwerpunkt Behindertenhilfe sei an dieser Stelle für ihre kritisch-konstruktive Mitarbeit und ihre interessierten Nachfragen gedankt.

Bernd Sommer

Singen/Htwl., im Januar 2008

³ vgl. SOMMER/KUONATH 2001 a.

Inhaltsverzeichnis

	Seite
1. Einleitung	5
2. <i>Rehabilitation im Alltag / Rehabilitation durch Alltag</i>	
2.1. Zum aktuellen Stand von <i>Rehabilitation im Alltag</i> im Jahre 2000	10
2.1.1. Einführung	10
2.1.2. Gespräch zum aktuellen Stand im Jahr 2000	10
2.1.3. Zusammenfassung und Versuch einer vorläufigen Einordnung	19
2.2. Zum aktuellen Stand von <i>Rehabilitation im Alltag</i> im Mai 2006	
2.2.1. Einführung	21
2.2.2. Gespräch mit Studierenden zum aktuellen Stand im Jahre 2006	21
2.2.3. Zusammenfassung und Versuch einer vorläufigen Einordnung	41
2.3. Zum Stand von <i>Rehabilitation im Alltag</i> im Dezember 2006	
2.3.1. Einführung	43
2.3.2. Gespräch zum aktuellen Stand im Jahr 2006	43
2.3.3. Zusammenfassung und Versuch einer vorläufigen Einordnung	50
3. <i>Rehabilitation im Alltag - Christoph Kuonath und seine Geschichte</i>	
3.1. Zusammenfassung und Diskussion	52
3.2. Ausblick	54
Übersicht über die benutzte / weiterführende Literatur	56

1. Einleitung

Der immer wieder wahrzunehmende Ruf nach einer ernsthaft betriebenen wissenschaftlichen Bearbeitung von Fragen der gesellschaftlichen Anerkennung von Menschen mit Behinderungen sowie insbesondere ihrer subjektiven Sicht stellt keine neue Forderung dar.

So bemängelten Vertreter der Bundesarbeitsgemeinschaft für Rehabilitation (BAR) bereits auf ihrem Bundeskongress im Jahre 1991, dass Forschung im Bereich von Rehabilitation vorrangig als Auftrags- und Dienstleistungsforschung betrieben werde. Konkreter Forschungsbedarf bestehe ihrer Meinung nach u.a. zu Bemühungen, subjektive Sichtweisen behinderter Menschen im Zuge konkreter, auf wissenschaftlichen Methoden aufbauender Forschungsprojekte herauszustellen⁴.

Im Rahmen derartiger, vor allem dem Bereich qualitativer Sozialforschung zuzuordnender Denk- und Arbeitsansätze ist die Darstellung subjektiver Beschreibungen, Erklärungs- und Deutungsversuche von Seiten der jeweils Betroffenen von besonderer Bedeutung.

So bestätigt LUCIUS-HOENE (1997) diese Beobachtung, indem sie feststellt, dass „zum einen aus der wissenschaftlichen Literatur nur wenig über die Erlebenseite, die ‚Innenseite‘ des Lebens mit einer Hirnverletzung zu erfahren ist, zum anderen aber gerade hier angesichts der Bedeutung subjektiver Bearbeitungsstrategien der Betroffenen ein großer Bedarf nach Verstehen und der Rekonstruktion ihrer subjektiven Sinnstrukturen besteht“⁵.

In der einschlägigen Literatur über Neurologische Rehabilitation von Kindern und Jugendlichen lassen sich zwar vereinzelt Ansätze erkennen, mögliche Alltagsprobleme jugendlicher Rehabilitanden mit Hirnverletzungen zu thematisieren, hier stellen die Jugendlichen allerdings den Gegenstand von Forschungsbemühungen dar, allenfalls werden sie zu den sie beschäftigenden Themen befragt⁶.

Im Zuge intensiver Recherche der (Fach-)Literatur lassen sich jedoch vereinzelt Arbeitsansätze ausmachen, in deren Rahmen die betroffenen Jugendlichen und deren Angehörige explizit in den Mittelpunkt der (wissenschaftlichen) Betrachtungen gestellt werden, ihnen dabei eine aktive, eine „schreibende“⁷ Rolle, die auch als „Subjekt-Rolle“ bezeichnet werden kann, zugeteilt wird⁸.

Nach Aussagen von SCHNEIDER, WEISHAUPT und MAI (1993) sind jugendliche Patienten mit Hirnverletzungen „Experten für ihre Behinderung. Sie haben z.B. gelernt, dass eine Sprechstörung nichts mit einer Störung des Denkens oder der Intelligenz zu tun hat; sie wissen genau, wobei sie Hilfe benötigen und was sie selbst können. Diesen Wissensvorsprung können Patienten einsetzen. Viele haben, oft erst nach Umwegen, ihren persönlichen Weg gefunden, mit den Problemen fertig zu werden“⁹.

In dem Arbeitsansatz von SCHNEIDER, WEISHAUPT und MAI (1993) werden Gespräche mit ehemaligen jugendlichen Patienten nach Schädel-Hirn-Verletzungen über deren Erfahrungen in Beruf und Alltag geführt, die sich dann als „zusammengefasste(n) Erfahrungsberichte (...) an jugendliche Patienten (wenden, Zusatz d. Verf.), die nach einer Hirnschädigung ganz besondere Probleme haben. Die meisten haben noch keinen festen Partner, oder Beziehungen überstehen

⁴ vgl. Bundesarbeitsgemeinschaft für Rehabilitation 1993, 23 f.; vgl. auch SOMMER 1999, 15 ff.

⁵ vgl. LUCIUS-HOENE 1997, 30.

⁶ vgl. u.a. HAUS-HERRMANN/HEUBROCK 1996, 217 ff.

⁷ Alle Begrifflichkeiten bzw. Sätze oder Teile von Sätzen, die in doppelte Anführungszeichen gesetzt sind, die jedoch nicht mit einer Quellenangabe versehen sind, sollen in dem Sinne verstanden werden, dass sie nicht wörtlich, sondern im übertragenen Sinne gemeint sind.

⁸ Dies sind vor allem die Veröffentlichungen von SCHNEIDER/WEISHAUPT/MAI 1993, PÖSSL/MAI 1996, KUONATH/SOMMER 1999, SOMMER/KUONATH 2000, 2001 a, SOMMER 2007 a.

⁹ SCHNEIDER/WEISHAUPT/MAI 1993, 10.

die neuen Belastungen nicht. Dieses Buch wendet sich auch an die Angehörigen der Patienten, an die Kollegen, Freunde und Bekannten¹⁰.

LEONHARDT (2004), die sich mit dem Themenbereich der *beruflichen Rehabilitation und Lebensgeschichte* beschäftigt, habe nach eigenen Aussagen bei ihren umfangreichen Literaturrecherchen feststellen müssen, dass dem Bereich von „Rehabilitation vor dem Hintergrund der spezifischen Erfahrungen bzw. der Lebensgeschichten Betroffener noch nicht die notwendige Aufmerksamkeit zugestanden wurde und wird. Unter dem Licht eines gewissen ‚Seltenheitscharakters‘ erscheinen deshalb auch Forschungsansätze wie der von Bernd Sommer und Christoph Kuonath autobiographisch orientierter Forschungsansatz, in dem Christoph Kuonath, ein ‚hirnverletzter‘ Jugendlicher über autobiographische Dokumente seine Sicht, seine Deutungsversuche von Krankheit, die von ihm angewandten Bewältigungsstrategien sowie seine Gedanken um die Entwicklung neuer Lebens- und Zukunftsperspektiven darstellt¹¹.

In dem über mehrere Jahre angelegten Projekt von KUONATH und SOMMER¹², das die Autoren ausdrücklich als subjekt-orientierten, biographisch-qualitativen Ansatz von Sozialforschung verstanden wissen wollen¹³, stellt Christoph Kuonath als (ehemaliger) Rehabilitand Neurologischer Rehabilitation nicht das Objekt, sondern das Subjekt von Forschung dar, er übernimmt damit eine aktive, eine handelnde Rolle.

Die frühen Veröffentlichungen von KUONATH und SOMMER (1999, 2000, 2001) bieten erste Einsichten in die Beantwortung der Fragestellung, „in welchem Maße diese Lernprozesse (damit sind das Lernen bzw. Wieder-Erlernen von Eigenverantwortlichkeit, Selbstbestimmung und Selbständigkeit in alltagsrelevantem Denken und Handeln gemeint, Anmerkung d. Verf.) eingebunden sind in die jeweils vorfindliche Lebensgeschichte des einzelnen Rehabilitanden¹⁴, in deren Rahmen wiederum die auf subjektiv-persönlicher Ebene vorgenommenen Beschreibungen, Erklärungs- und Deutungsversuche von Seiten der von Krankheit und Behinderung unmittelbar betroffenen Menschen von besonderer Bedeutung sein können.

Krankheitsverarbeitung und *Behinderungsbewältigung* stellen im Rahmen Neurologischer Rehabilitation hirngeschädigter Kinder, Jugendlicher und junger Erwachsener Themenbereiche dar, die sich für die anstehenden Lernprozesse des Entwickelns von Krankheitseinsicht, des Akzeptierens bestehender Krankheitsfolgen und u.U. bleibender Behinderungen wie auch für die des Aufbaus zukünftiger Lebenskonzepte des einzelnen Rehabilitanden von lebensgeschichtlich bedeutsamer Relevanz erweisen können.

Beschreibungen, wie der komplexe Prozess von *Krankheitseinsicht* und *-verarbeitung*, von Bemühungen um *Behinderungsbewältigung* sowie der Erarbeitung neuer Lebensperspektiven konkret aussehen könnte - und da lassen sich aufgrund der Individualität jeder einzelnen Krankenbiographie und Krankheitsgeschichte wie auch der sich jeweils unterschiedlich darstellenden biographischen, familiären und sozialen Lebensbedingungen kaum verallgemeinerbare Aussagen treffen -, fehlen nahezu gänzlich in der einschlägigen wissenschaftlichen und (auto-)biographischen Literatur.

Der Eindruck, dass sich aufgrund der Individualität jedes Menschen und des jeweils einzigartigen Verlaufes jeder einzelnen Krankheitsgeschichte sowie der sie letztlich konstituierenden biographischen, familiären, sozialen und schulischen bzw. beruflichen Lebensumstände keine bzw. kaum verallgemeinerbare(n) Aussagen treffen ließen, kann erhärtet werden durch die Beobachtung, dass in der wissenschaftlichen Literatur, von wenigen Ausnahmen abgesehen, keine

¹⁰ SCHNEIDER/WEISHAUPT/MAI 1993, 7 (Veränderungen und Auslassungen durch d. Verf.).

¹¹ LEONHARDT 2004, 36.

¹² vgl. KUONATH/SOMMER 1999, SOMMER/KUONATH 2000, 2001 a, SOMMER 2007 a, 2007 b.

¹³ vgl. SOMMER 2007 a, 39 ff.

¹⁴ KUONATH/SOMMER 1999, 8.

Beschreibungen aufzufinden sind, „wie der komplexe Prozess von Krankheitseinsicht, Behinderungsverarbeitung und Erarbeitung neuer Lebensperspektiven konkret aussehen“¹⁵ könnte. In medizinischen, psychologischen, (sozial-)pädagogischen und in denen von Vertretern anderer medizinisch-therapeutischer Fachdisziplinen verfassten Entwicklungs- und Abschlussberichten über den derzeitigen Stand und mögliche Perspektiven von Rehabilitationsmaßnahmen lassen sich neben medizinisch-therapeutischen Gesichtspunkten im engeren Sinne immer wieder Aussagen zu dem bislang erreichten Grad an Eigenverantwortlichkeit, Selbstbestimmung und Selbstständigkeit in alltagsrelevantem Denken und Handeln des jeweiligen Rehabilitanden erkennen. Hinsichtlich der Frage jedoch, in welchem Maße diese Lernprozesse eingebunden sind in die Betrachtung der jeweils vorfindlichen Lebensgeschichte des einzelnen Rehabilitanden, lassen sich kaum detaillierte Aussagen und Analysen ausmachen. Des weiteren finden sich nur vereinzelt Berichte über das Leben ehemaliger Rehabilitanden, nachdem sie stationäre oder ambulante Einrichtungen verlassen haben und sich den vielfältigen Anforderungen des alltäglichen Lebens in ungeschütztem Rahmen gegenüber sehen.

Fragestellungen

Im Mittelpunkt des vorliegenden Bandes steht das Leben von Christoph Kuonath nach Ende der Stationären Rehabilitation, die Bemühungen also, seinen Platz im Leben zu finden und neu zu bestimmen, die Wiedereingliederung in das berufliche, sozialen und gesellschaftliche Leben außerhalb von Einrichtungen des Rehabilitationswesens oder der Behindertenhilfe.

Das nachträglich erfolgende Bewerten, Deuten und kritische Reflektieren von Christoph Kuonath über bedeutsame Begebenheiten aus und Begegnungen mit Menschen in seinem bisherigen Leben wird thematisiert, das Beurteilen und Einordnen kritischer Lebensereignisse, die vor allem aufgrund von subjektiv-persönlichen Kriterien angewandten Verarbeitungsstrategien von Krankheit und Behinderung sowie sein Bemühen um das Auffinden von Antworten auf die übergeordneten, nahezu philosophisch anmutenden Fragen nach dem Sinn des Lebens.

In der gemeinsamen Diskussion mit angehenden Sozialpädagogen und Sozialwirten - und dies steht im Mittelpunkt dessen, was die Lehrveranstaltungen an der Berufsakademie Villingen-Schwenningen angeht -, werden Frage- und Problemstellungen erörtert, die in der wahrnehmbaren Intensität und Tiefe so bislang nicht angesprochen wurden.

Der Verlauf eines Lebensschicksals gleicht nicht einem anderen. Diese banal wirkende Erkenntnis erhält im Zusammenhang mit dem Themenbereich *Krankheitsverarbeitung* und *Behinderungsbewältigung* über die aus den Niederschriften wie aus den mündlich erfolgenden Äußerungen des ehemaligen Rehabilitanden Christoph Kuonath ersichtliche Komplexität und das Eingebettet-Sein in biographische Bezüge neue Bedeutung.

Ein übergeordnetes Ziel des vorliegenden Bandes besteht darin, die Sensibilität für subjektive Betrachtungsweisen und Deutungsversuche des Rehabilitanden hinsichtlich Krankheit und Behinderung zu fördern. Christoph Kuonath erweist sich in diesem Zusammenhang zum wiederholten Male als ein in ausgeprägtem Maße reflektierter und reflektierender „Experte seiner Biographie“¹⁶.

Die Lebensgeschichte des Christoph Kuonath stellt nicht nur Verlauf, Ergebnisse, mögliche Auswirkungen und Folgen des von ihm individuell gewählten Weges der *Krankheitsverarbeitung* und *Behinderungsbewältigung* dar. Mit ihrer Hilfe wird gleichzeitig Zeugnis abgelegt über die auf unterschiedlichen Ebenen beobachtbaren Zusammenhänge und Wechselbeziehungen von biographischen, familiären und sozialen Bezügen, die das Leben eines Menschen in seiner Gesamtheit auszumachen scheinen¹⁷.

¹⁵ KUONATH/SOMMER 1999, 8.

¹⁶ SCHNEIDER/WEISHAUPT/MAI 1993, 10.

¹⁷ vgl. u.a. MÜHLUM 1999.

Vor dem Hintergrund der angestellten Überlegungen soll sich im folgenden der Beantwortung von Fragestellungen aus dem Themenbereich „Zum aktuellen Stand von *Rehabilitation im Alltag*“ schrittweise angenähert werden:

- (1) In welcher Weise deutet Christoph Kuonath das Ereignis Krankheit, wie ordnet er Rehabilitation, Behinderungsbewältigung und Entwicklung neuer Lebensperspektiven aus der Sicht nach Entlassung aus der Stationären Rehabilitation ein ?
- (2) Wie stellt sich die Bedeutung von Krankheit, Behinderung und *Rehabilitation im Alltag* acht Jahre nach Ausbruch der Krankheit dar? Wie deutet Christoph Kuonath aus einem mehrjährigen Abstand Krankheit, Behinderung, Rehabilitation in ihren Verbindungen zu Alltagsleben ?
- (3) Welche wesentlichen, für die Bearbeitung des Themenbereiches *Biographie und Behinderung* relevanten Erkenntnisse lassen sich aus den subjektiv gehaltenen Deutungsversuchen ableiten ?

Wie bereits verschiedentlich angedeutet, scheint in der wissenschaftlichen Literatur bisher kein nach systematischen Kriterien konzipierter Arbeits- oder Forschungsansatz entwickelt worden zu sein, in dessen Rahmen das *Experten-Wissen* und die „biographische Kompetenz“¹⁸ von jugendlichen Rehabilitanden mit Hirnverletzungen als Quelle der Erkenntnis für die Veränderung von Sichtweisen der Rehabilitanden selbst wie auch von Möglichkeiten der Betrachtung der engen Verzahnung von Krankheitsbewältigung und Biographie des Rehabilitanden aufgegriffen werden.

Wenn SOMMER (1999) von Aufgabenbereichen professionell ausgebildeter (Sozial-)Pädagogen in der Neurologischen Rehabilitation spricht, unter denen er das „gezielte Eröffnen von Möglichkeiten zum (Wieder-)Erlernen vormals beherrschter Fähigkeiten und Kenntnisse, die Förderung von Selbstbestimmung und Selbständigkeit in alltagsrelevanten Handlungen, das Bearbeiten von Verhaltensauffälligkeiten sowie die gemeinsame Erarbeitung von möglichen Verhaltensalternativen, die Unterstützung auf dem Weg hin zur Wiedererlangung von Gruppenfähigkeit, Hilfestellung bei der anstehenden Krankheits- bzw. Behinderungsverarbeitung, Förderung von Kommunikationsfähigkeit und Konfliktfähigkeit, Hilfe zur Entwicklung von Eigenverantwortlichkeit, allesamt Schritte hin zu dem übergeordneten Lern- und Handlungsziel eines möglichst hoch ausgeprägten Grades an Selbständigkeit und Selbstbestimmung hinsichtlich aller für den jeweiligen Rehabilitanden bedeutenden Lebensbereiche“¹⁹, verstanden wissen will, so deutet dies aus (sozial-)pädagogischer Sicht die Komplexität des Prozesses Neurologischer Rehabilitation hirngeschädigter Kinder, Jugendlicher und junger Erwachsener an.

Dieser umfassende, komplexe Prozess ist dabei zwar schwerpunktmäßig auf Maßnahmen der medizinisch-beruflichen und schulischen Rehabilitation ausgerichtet, andererseits aber baut die Wiedereingliederung bzw. das Sich-Wieder-Einfinden der Rehabilitanden in das Leben in der Gemeinschaft, ein erklärtes Ziel von Rehabilitation, nicht nur auf dem erfolgreichen Absolvieren von (schulischer) Ausbildung und dem Ausüben einer beruflichen Tätigkeit, sondern auch und vor allem auf dem (Wieder-)Erlernen sozialer und kommunikativer Fähigkeiten auf.

RITZ (1998) schreibt in diesem Zusammenhang, dass Kinder und Jugendliche „nicht einfach ‘kleine beziehungsweise noch nicht ganz fertige Erwachsene’ (seien, Zusatz d. Verf.). Sie befinden sich noch mitten in der Entwicklung, haben je nach Alter wesentliche Entwicklungsschritte, auf denen nachfolgende erst aufbauen können, noch gar nicht vollzogen. Ein optimales Rehabilitationsergebnis ist daher im Gegensatz zum Erwachsenen nicht nur die Wiedergewinnung von bereits zuvor vorhandenen Fähigkeiten und Fertigkeiten, sondern darüber hinaus die Wiedergewinnung der prätraumatisch gegebenen Entwicklungsmöglichkeiten, des jeweils individuellen

¹⁸ ZINNECKER, zit. nach SPÖHRING 1989, 271.

¹⁹ SOMMER 1999, 64.

Entwicklungspotentials. Wichtig sind die Kenntnis des prätraumatischen Entwicklungsstandes und die Einschätzung des individuellen Entwicklungspotentials²⁰.

Zum Erlangen dieser (Er-)Kenntnisse stehen den Vertretern der in der Neurologischen Rehabilitation anerkannten Fachdisziplinen die Möglichkeiten einer eingehenden Anamneseerhebung zur Verfügung, die neben medizinischen, entwicklungs- und persönlichkeitsbedingenden Aspekten auch die Familien- und Sozialanamnese einschließt.

Eine weitere Möglichkeit zum Gewinnen tiefgehender Erkenntnisse in diesem Rahmen stellen Gespräche von Mitarbeitern mit (ehemaligen) Rehabilitanden bzw. deren schriftlich niedergelegte Berichte im Zusammenhang mit Krankheit, Krankheitsbewältigung und Rehabilitation dar, i.w.S. (auto-)biographische Zeugnisse also, auf deren Grundlage sich in den beschriebenen Denkszusammenhängen folgende Arbeitshypothesen formulieren lassen, die im weiteren Verlauf des vorliegenden Bandes schrittweise erläutert werden sollen.

Arbeitshypothese 1

In der wissenschaftlichen Literatur lassen sich zwar verschiedentlich Ansätze erkennen, die die subjektiven Beschreibungen und Deutungsversuche der unmittelbar von Krankheit und Behinderung Betroffenen thematisieren, es fehlt jedoch die von den (chronisch) kranken bzw. behinderten Menschen selbst vorgenommene, auf subjektive Sichtweisen gründende Beschreibung ihrer einzigartigen, individuell unterschiedlichen Lebensschicksale.

(Auto-)Biographisch orientierte Berichte über Krankheit und Behinderung, über Bemühungen von *Krankheitsverarbeitung* und *Behinderungsbewältigung* sowie über sich qualitativ unterscheidende Maßnahmen von Rehabilitation ermöglichen erste Einblicke in die Komplexität und in den Prozesscharakter einer Lebensgeschichte, die in den vielfältigen Überschneidungen und Wechselbeziehungen von persönlichen, familiären, beruflichen und sozialen Lebensbedingungen das Leben eines Menschen auszumachen scheinen.

Arbeitshypothese 2

Einführungsveranstaltungen in den Themenbereich *Krankheitsverarbeitung und Behinderungsbewältigung anhand von Beispielen aus (sozial-)pädagogischen Arbeitsfeldern* eröffnen Studierenden eines explizit auf Praxisnähe aufbauenden Studiums der Sozialpädagogik bzw. Sozialwirtschaft unter Beachtung von Grundzügen des didaktischen Arbeitsansatzes der *Teilnehmer- und Prozessorientiertheit* Möglichkeiten, aufbauend auf und ausgehend von dem eigenen subjektiv-biographischen und berufsbio-graphischen Hintergrund Ansätze für ein Verständnis von *Krankheitsverarbeitung* und *Behinderungsbewältigung* wie auch Möglichkeiten von *Rehabilitation (im Alltag)* zu entwickeln, mit dessen Hilfe qualitativ andere Zugangsformen zu dem Themenbereich *Biographie und Behinderung* möglich werden als über den Weg traditionell-wissenschaftlicher (Vermittlungs-)Methoden²¹.

Arbeitshypothese 3

Die umfangreiche stationäre Rehabilitation des neurologisch geschädigten jungen Erwachsenen Christoph Kuonath unterscheidet sich in qualitativer Weise von der sogenannten *Rehabilitation im und durch den Alltag*.

Die Anforderungen, die Möglichkeiten und Grenzen, die das alltägliche Leben dabei an einen jugendlichen (Ex-)Rehabilitanden stellt, werden exemplarisch mit biographischen Zügen durchsetzt und an dem Einzelschicksal von Christoph Kuonath zu verdeutlichen versucht.

²⁰ RITZ 1998, 20 f.

²¹ vgl. SOMMER/KUONATH 2000, SOMMER/KUONATH 2001 a; vgl. auch SOMMER 2007 a.

2. Rehabilitation im Alltag / Rehabilitation durch Alltag

2.1. Zum aktuellen Stand von Rehabilitation im Alltag im Jahre 2000

2.1.1. Einführung

Subjektive Deutungsversuche von Krankheit, die Bewertung von angewandten Bewältigungsstrategien von Behinderung wie auch die Entwicklung neuer persönlicher und beruflicher Lebensperspektiven aus Sicht der Gegenwart (im Jahre 2000) stehen im Mittelpunkt dieses Kapitels, mit dem die subjektiv gehaltenen Berichte aus der Lebensgeschichte von Christoph Kuonath, eingebettet in die Vorgaben des biographischen Forschungsansatzes von KUONATH und SOMMER (1999, 2000), ihr vorläufiges Ende finden.

2.1.2. Gespräch zum aktuellen Stand im Jahr 2000

Im folgenden werden Ausschnitte aus einem Gespräch von Christoph Kuonath und Bernd Sommer vom 01.11.2000 wiedergegeben, in dessen Rahmen die zu der Zeit aktuellen Sichtweisen von *Biographie und Behinderung* am Beispiel des Krankheitsverlaufes, der sich anschließenden Rehabilitation und der Bemühungen um Wiedereingliederung von Christoph Kuonath in soziale, berufliche und gesellschaftliche Zusammenhänge thematisiert werden²².

- B. Sommer:** So, Christoph, wenn Du beschreiben solltest, wie es Dir im Moment geht, ohne lange zu überlegen - Was würdest Du sagen?
- C. Kuonath:** Ich würde sagen, im Moment bin ich relativ zufrieden. Es geht mir verhältnismäßig gut, wenn ich auf die vergangenen Jahre zurückblicke.
Niemand hätte es für möglich gehalten, dass ich jemals gesundheitlich wieder so fit werden würde.
Aber da ich während meiner Krankheitsphase noch andere Ziele festgeschrieben habe, die ich noch nicht alle erreicht habe, ist auch ein gewisses Maß an Unzufriedenheit vorhanden. Aber die Zufriedenheit über das, was schon passiert ist und was ich erreicht habe, überwiegt.
- B. Sommer:** Christoph, wenn Du von heute, zweieinhalb Jahre nach Ausbrechen Deiner Erkrankung, überlegst - Wie ordnest Du die Geschehnisse in den damals vorherrschenden Lebensumständen aus heutiger Sicht ein? Was bedeutet Krankheit aus heutiger Sicht, welchen Sinn hat Krankheit damals gehabt?
- C. Kuonath:** Bevor die Krankheit ausbrach, war Krankheit für mich etwas negativ Belegtes. Das ist zwar heute auch noch so, wobei ich jedoch in der Krankheit von damals erkannt habe, dass Krankheit eine Chance bietet, Ereignisse in die richtige Größe zu rücken und festzustellen, dass es auch noch andere Dinge im Leben gibt, die nicht unwichtig sind, auf die man durch Krankheit eventuell kommen kann, weil man durch Krankheit sowieso aus dem Alltag mit Beruf, mit Stress, Hektik und aus seinem sozialen Umfeld herausgerissen wird.
- B. Sommer:** Wenn Du Dich einmal rückbesinnst - In welchen Lebensumständen befandest Du Dich vor zweieinhalb Jahren, wenige Wochen oder Tage vor dem Ausbruch Deiner Krankheit?

²² Dieses Gespräch findet am 01. November 2000 im Hegau-Jugendwerk Gailingen statt und wird in seinem vollständigen Wortlaut auf Tonband aufgezeichnet.
Die in Kap. 2.1.2. des vorliegenden Bandes niedergeschriebene Form des Gespräches ist der besseren Lesbarkeit willen um Füllwörter aus den mündlichen Berichten verkürzt worden; auch sind Wörter, die ausschließlich in Dialektform benutzt werden, in hochdeutsche Schriftsprache übersetzt worden.
Bei in der Transkription mit Klammern (...) gekennzeichneten Textstellen wurden von dem Verfasser Auslassungen vorgenommen.

- C. Kuonath:** Ich war damals in der Ausbildung, ich war im dritten Lehrjahr. Zum Ende des Jahres 1997 habe ich meine Fremdlehre beendet und bin dann, Anfang des Jahres 1998, auf den elterlichen Betrieb gekommen.
Meine Eltern waren froh, dass ich jetzt als Sohn Daheim sein und mithelfen wollte, aber ich hatte immer noch eine starke Bindung zu meinem damaligen Lehrbetrieb. Ich war zwar viel Daheim, habe in der Hauptsache gearbeitet, aber ich war auch auf anderen Betrieben gefragt.
So richtig zur Ruhe kam ich eigentlich nicht, vor allem hatte ich noch einige Ereignisse zu verarbeiten, von der Lehrzeit her noch, von der Fremdlehrzeit noch, aber dazu sollte es nicht kommen.
Das fing dann alles erst an, als ich krank wurde und im Krankenhaus dann Zeit hatte. Ohne dass ich es gewollt hätte, die Ereignisse zu verarbeiten, brach das heraus und der Weg begann zu einer Perspektive zu werden.
- B. Sommer:** Wenn Du versuchst, das Ereignis, die Erkrankung, von heute einzuordnen in den Zusammenhängen, die Du gerade beschrieben hast - Welchen Sinn schreibst Du dieser Erkrankung aus heutiger Sicht zu?
- C. Kuonath:** Ich bin mir darüber zwar noch etwas unschlüssig, aber ich muss sagen, einerseits kam es sehr ungeschickt, dieses Ereignis; aber andererseits würde ich sagen, es kam genau zum richtigen Zeitpunkt und hat seinen Sinn gehabt, weil mir dadurch einige Sachen klar wurden, dass es so nicht weitergehen konnte und vor allem, dass es so, wie ich es damals gemacht habe, nicht alles war.
Auch wenn ich in meiner damaligen Lebenssituation recht glücklich und zufrieden war, habe ich doch irgendwie ein Ziel, das ich schon von klein auf hatte, verfehlt und bin an diesem Ziel, ohne es zu beachten, total vorbeigeschossen.
- B. Sommer:** Welches Ziel war das?
- C. Kuonath:** Ja, das war die Suche nach dem *Höheren*, danach, herauszufinden, was da noch hinter dem Leben steckt.
Da gibt es auch etwas in Hinblick auf Glauben und *Höhere Macht*, auf Gott. Ich wollte da irgendwie für mich persönlich einen Weg oder eine Einstellung finden. Ich hatte zwar schon eine Einstellung, aber nichts Richtiges. Ich wollte da weiterkommen, tiefer kommen, habe aber damals nie Zeit gehabt, um mir Gedanken um solche Themen zu machen.
- B. Sommer:** Wenn wir jetzt ein bisschen weitergehen. Nach dem Aufenthalt in dem Akut-Krankenhaus kam direkt im Anschluss die Rehabilitation in Gailingen. Wann war das?
- C. Kuonath:** Das war am 18. März 1998, da kam ich nach Gailingen.
- B. Sommer:** Wenn Du Dir das alles von heute aus anschaust, praktisch zweieinhalb Jahre nach dem Ereignis Krankheit - Welche Bedeutung hat für Dich Stationäre Rehabilitation?
- C. Kuonath:** Also, die Reha war für mich die eigentliche Rettung. Klar, das Akut-Krankenhaus, das hat mir wohl mein Leben als solches gerettet, aber das eigentliche Leben oder die Fähigkeiten, die man im Leben braucht, die habe ich erst wieder in der Reha ausprägen können. Reha war für mich etwas Gutes. Es gab aber auch schwierige Zeiten, Dinge, die mich in der Reha gestört haben.
Durch die Therapien habe ich viele gute Kontakte knüpfen können. Ich kam so auf einen anderen Weg, ohne meinen eigentlichen Weg zu verlieren. (...) Ich wüsste nicht, was ich ohne Reha gemacht hätte. Eigentlich war die Reha das, was mir letzten Endes Gesundheit in dem Maße erst wiedergebracht hat.
- B. Sommer:** Du hast gesagt, Du hättest in bestimmten Zusammenhängen gelebt vor der Erkrankung: gearbeitet, gearbeitet, gearbeitet, ein bisschen etwas mit Deinen Freunden unternommen, aber wenig Zeit gehabt für die höheren bzw. die tiefergehenden Themen, wie Du das nennst - Ist es denn so gewesen, dass die Zeit der Rehabilitation genau die Zeit war, in der Du für so etwas bereit warst, Dir Gedanken um das Leben schlechthin zu machen?

War es also nötig in Deiner Lebensgeschichte, dass es nach drei oder noch mehr Jahren anstrengender Arbeit so etwas wie eine Zeit gab, in der Du in Dich kehren konntest - War das nötig, um den neuen Weg zu finden?

C. Kuonath: Also, es hätte vielleicht auch eine Erkrankung ausgereicht, die in ihren Auswirkungen und Folgen weniger weitreichend gewesen wäre, um auf diesen Weg zu kommen. Wobei ich nicht glaube, dass es ausgereicht hätte, wenn ich mir nur etwas gebrochen hätte, dann ein paar Wochen im Akut-Krankenhaus und dann wäre alles gewesen wie vorher. Ich denke, das hätte nicht ausgereicht, weil dann wäre alles wieder gut gewesen und ich wäre in den alten Trott gefallen.

Diese Krankheit war ungewöhnlich. Ich brauchte so etwas, und doch war sie dann der Anstoß dafür, dass ich mich schließlich mit den Themen Glauben, Sinn des Lebens und Höherer Macht auseinander setzte.

Dachte ich früher, dass Glaube nur Entbehrungen mit sich brächte und es ausreichte, wenn man sich im Alter damit auseinander setzte, so weiß ich inzwischen, dass eine Lebenseinstellung zwar notwendig ist, aber der Nutzen um ein Vielfaches höher ist.

Ich bin heute auch froh, dass ich es endlich gelernt zu haben scheine, zu meiner Einstellung zu stehen, auch wenn dies hin und wieder Schwierigkeiten mit sich bringt.

Ich versuche mich heute nicht mehr zu verstellen, nur um mit jemandem klar zu kommen. Wenn jemand Probleme mit meiner Einstellung hat, so nehme ich mir in der Regel die Zeit, um mit dem anderen zu reden und ihm gegenüber darzustellen, warum ich etwas so sehe und nicht anders, auch wenn nicht alle Menschen bereit sind, sich auf dieser Ebene Gedanken zu machen.

Ich sah an mir selbst, dass es wichtig ist, frühzeitig damit zu beginnen, da niemand mit Gewissheit weiß, wie lange er leben wird.

Also von dem her denke ich, es war gut, wobei ich mir natürlich nicht gewünscht hätte, dass es die Krankheit gebraucht hat, um das zu lernen oder zu erfahren, was ich erfuhr.

B. Sommer: Vielleicht musste das gerade so und nicht anders sein. Ja, zum nächsten Punkt.

Wie sah nun der Weg aus, den Du eingeschlagen hast, was *Krankheitsverarbeitung* und *Behinderungsbewältigung* angeht? Wie sah dieser Weg nun während der Stationären Rehabilitation aus?

Also, Therapiebesuch ist klar, Leben in einer Gemeinschaft von etwa gleichaltrigen Mitpatienten und Rehabilitanden, die auch alle in irgendeiner Form krank oder behindert sind, ist auch klar. Aber wie sah es jetzt im Speziellen aus, Christoph Kuonath und sein Weg - Wie stellte sich Dein Weg dar?

C. Kuonath: Also, mir war relativ früh bewusst, dass ich dankbar sein musste, dass ich überhaupt in meine Reha durfte, dass die Reha für mich die Chance darstellte, um wieder gesund zu werden, weil ich ja immer noch das Ziel nicht aufgegeben hatte, in meinen alten Beruf zurückzukehren.

Als mir dann klar wurde, dass dies eine Chance für mich war, musste ich erst einmal einen Weg finden, wem ich danken konnte, schon früh im Krankenhaus.

Und ich denke, das ist bei vielen Menschen so, wenn Leid oder Krankheit im Leben kommt, dass dann die Frage aktuell wird nach einer *Höheren Macht*. So war das bei mir auch.

Im Laufe der Reha wurde es einfach immer wichtiger: Ich habe da versucht, in den verpassenen Jahren zuvor, wo ich eigentlich gar nicht geforscht hatte, die Zeit wieder aufzuholen. Ohne dass ich das bewusst wollte, es kam einfach irgendwann, dass ich da vorwärts komme und einfach so viele Denkanregungen erhalte wie nur möglich hinsichtlich vieler Fragen, die ich mir schon vorher stellte, die aber auch erst im Laufe der Krankheit neu hinzukamen.

Und dann sagte ich mir noch, die Antworten, die ich finde, werden vielleicht nicht immer gleich bleiben. Aber ich werde mir notieren, was ich an dem und dem Punkt in der Reha oder auch davor dachte, dass ich Fragen hatte und was ich darauf für Antworten fand und wie sich das dann noch alles weiterentwickelte.

- B. Sommer:** In Deiner aktiven Zeit der Stationären Rehabilitation entstand der Band 6 der Schriftenreihe Jugendwerk, Band 1 von „Biographie und Behinderung“²³ - War das jetzt ein Weg oder auch eine Methode von Dir, das, was Dir alles im Kopf herumging, was Du Dir an Gedanken gemacht hast, festzuhalten und weiterzugeben an andere - War das Dein Weg der Krankheitsverarbeitung oder gab es noch andere Wege?
- C. Kuonath:** Es war auf jeden Fall ein Weg. Durch das Schreiben konnte ich auf jeden Fall einmal die Gedanken ordnen, aber vor allem auch die Ereignisse in die richtige Größenordnung bringen.
So hat sich dann z.B. die bestandene Abschlussprüfung, das war mir eigentlich gar nicht klar, was dies in der damaligen Situation für eine Leistung war, weil ich mir damals einfach das Ziel gesteckt hatte, und das war für mich damals völlig klar, dass ich das schaffen würde trotz aller Prognosen, die dagegen sprachen. Also das war für mich eigentlich ganz klar, ich wollte es schaffen und ich musste es schaffen.
Erst hinterher, beim Schreiben, habe ich gemerkt, dass ich in dieser Situation, in der ich damals noch war, auch von meinem medizinischen Zustand her, dass das eigentlich eine relativ große Leistung war.
Und so nach und nach merkte ich mit Hilfe des Schreibens erst durch wiedererlernte Funktionen, was das eigentlich für Größenverhältnisse waren.
Das Schreiben war von dem her sicherlich auch eine Form von Verarbeitung. Wenn ich angefangen habe, bestimmte Gedankengänge aufzuschreiben, dann kam auch gleich wieder der Drang, die Gedanken weiterzudenken und zu vertiefen.
Mir standen vielleicht noch mehr Wege der Verarbeitung zur Verfügung. Ich habe viele Bekannte gehabt, mit denen ich dann immer besser ins Gespräch kam. Ich wurde mit zunehmender Zeit immer offener, was ich mir früher gar nicht hätte vorstellen können, auf Leute zuzugehen, mit denen über diese Art von Gedanken zu reden; gerade auch im Rahmen der Familie, das war sicherlich auch eine Grundlage von Verarbeitung, neben dem Schreiben.
- B. Sommer:** Und vor der Zeit der Erkrankung, während Schulzeit und Ausbildung, war da Schreiben auch ein Thema für Dich? Oder Lesen von Büchern und Schreiben, die Vision, irgendwann einmal so etwas wie ein Buch zu schreiben - Gab es das schon als Idee in Deinem Leben vor der Krankheit?
- C. Kuonath:** Der Gedanke an ein Buch, der hat mich eigentlich schon immer fasziniert. Ich weiß zwar nicht genau, warum, gut, es haben immer einige Lehrer zu mir gesagt, weil ich in bestimmten Klausuren immer so viel schrieb, ich könnte ein Autor werden.
Das war aber für mich nie ein Thema, dass da etwas daraus werden würde. Aber es war schon immer ein reizvoller Gedanke, wenn irgend etwas sich einmal ergeben sollte oder etwas für mich Bedeutsames zu schreiben wäre, was man schreiben könnte, dass ich das gern einmal machen würde.
- B. Sommer:** Aber bis dato, bis zu der Erkrankung, gab es kein Thema, worüber Du meinstest, dass es sich zu schreiben lohnte?
- C. Kuonath:** Nein, weil ich dann auch immer etwas machen wollte, was nicht jeder macht oder was nicht alltäglich ist. Meine Interessenbereiche waren schon weitgehend erforscht und beschrieben.
Von daher gab es zum damaligen Zeitpunkt eigentlich gar nichts, was ich hätte schreiben können. Vor allem gab es auch für mich gar keine Möglichkeiten, keine Kontakte, wo ich etwas in diese Richtung hätte machen können.
- B. Sommer:** Gut, vielleicht kommen wir nun zum Ende von der Stationären Rehabilitation. Wann war Endpunkt in Gailingen?
- C. Kuonath:** Das war 28. Mai 1999, nach 15 Monaten.

²³ vgl. KUONATH/SOMMER 1999.

- B. Sommer:** Was war das für ein Gefühl, wenn Du das von heute aus erinnerst, als Du vom Jugendwerk weggegangen bist an dem Tag? Verbindet Dich mit diesem Tag bestimmte Gefühle - heute noch?
- C. Kuonath:** Es waren gemischte Gefühle: Einerseits hatte ich mich nach 15 Monaten gut eingelebt, hatte auch unter den Patienten gute Freunde, die ich dann, das war mir damals schon klar, wenn überhaupt, nur noch selten sehen könnte.
Aber auch zu Therapeuten, mit denen ich in der Zwischenzeit erfolgreich an meiner Wiedergenesung gearbeitet hatte, hat sich bei mir doch mit manchen ein Verhältnis gebildet, das sich, so würde ich das sagen, über das normale oder gewöhnliche Patienten-Therapeuten-Verhältnis ausgeweitet hat, so dass ich eigentlich auch heute noch mit bestimmten Therapeuten weiterhin Kontakt habe.
Es war dann schon auch das Gefühl von Trauer da, weil ich wusste, hier war es das beste Angebot, was es an Therapien gab. Andererseits war ich natürlich auch froh, dass die Reha dann irgendwann einmal ein Ende hatte und dass ich mich jetzt also wieder direkt um meine Ziele kümmern konnte, dass es einfach nach den 15 Monaten, dass es gut war, dass ich an einem Punkt angelangt war, wo zwar Reha sicherlich weiterhin noch sinnvoll oder gut gewesen wäre, aber mich das nicht hätte voranbringen können, weder medizinisch noch auf anderen Wegen, wie das in den Monaten zuvor war.
Es war einfach der Zeitpunkt gekommen, an dem ich aus der Reha heraus musste, wo ich wieder mit dem normalen Leben konfrontiert werden musste, um herauszufinden, ob ich mich da wieder behaupten kann in der normalen Arbeitswelt.
- B. Sommer:** Hast Du Dich, was Deine Person oder Deine Persönlichkeit angeht, aus Deiner Sicht verändert während der Reha-Zeit im Vergleich zu vorher oder sind das Veränderungen, die Du im Zuge von Entwicklung vom Jugendlichen hin zum jungen Erwachsenen als „natürlich“ einordnen würdest - Sind diese Veränderungen eher „normal“ für Dich oder eher etwas Besonderes?
- C. Kuonath:** Also, ich würde sagen, durch die Krankheit habe ich mich insofern verändert, als ich überhaupt einmal über Dinge nachgedacht habe, über die vielleicht nicht jeder Jugendliche nachdenkt.
Aber auch dass ich so von mir aus offener wurde, dass ich auf andere Menschen zugehen konnte. Gut, das konnte ich schon immer, aber dass ich selber von mir aus die Gedanken erzähle. Das war vorher noch nicht und das wäre auch, so denke ich, in dem Maße nicht gekommen durch den natürlichen Alterungs- und Reife-Prozess. Das war auf jeden Fall eine Entwicklung, die durch die Erkrankung hervorgerufen wurde.
Nachdenklicher geworden bin ich heute auf jeden Fall. So kann es heute passieren, dass ich nach einem Gespräch länger nachdenken muss, was früher nicht der Fall war.
So werde ich hin und wieder gefragt, ob ich eine Erklärung dafür hätte, warum es ausgerechnet mir wieder so gut geht und warum gerade ich so viel Glück gehabt hätte.
Diese Frage beschäftigt mich oft und ich denke, sie ist nicht leicht zu beantworten. Ich denke, in meinem Fall ist die Genesung und die letztendlich erfolgreiche Rehabilitation mehreren Umständen zuzuschreiben. So haben sicherlich die Therapien Anteil daran, aber auch der Rückhalt durch Familie und Freunde darf bei der Betrachtung aller Gegebenheiten nicht vernachlässigt werden.
Aber ich denke auch, dass meine Lebenseinstellung und das Vertrauen in Gott viel dazu beigetragen hat, dass ich erkennen konnte, was wirklich wichtig im Leben ist, dass ich mich mit Sinn-Fragen auseinander zusetzen begann und mich auf die Themen Glauben und *Höhere Macht* einlassen konnte und in sie sehr großes Vertrauen und Hoffnung setzte.
- B. Sommer:** Vom Januar bis März des Jahres 2000 hast Du gemeinsam mit mir eine Lehrveranstaltung an der Berufsakademie Villingen-Schwenningen für angehende Sozialpädagogen durchgeführt.
Das war eine ganz andere Ebene von *Krankheitsverarbeitung* und *Behinderungsbewältigung*.

- Wie wichtig war Deine Teilnahme an dieser Veranstaltung für Dich und was hat sie Dir persönlich an Erkenntnissen gebracht?
- C. Kuonath:** Für mich war völlig klar, wenn so ein Angebot vorliegt, dass ich dann in der Zwischenzeit einfach denke, dass ich Erfahrungen gemacht habe, die dann wieder weiterhelfen können. Ich denke, dass Erfahrungen von anderen Patienten mir zugute kamen, meine wollte ich dann auf jeden Fall weitergeben.
- Da kam die Veranstaltung genau richtig. Da konnte ich dann das, was ich meinte gelernt zu haben, angehenden Sozialpädagogen gleich weitergeben und auch mitteilen, was in der Reha gut war und was mich eher gestört hat, was in einem Patienten in dieser oder jener Phase vorgeht.
- Für mich war das dann, ein Dreivierteljahr nach Entlassung aus der Reha, auf jeden Fall noch einmal gut, denn ich war schon wieder total drin im Alltagstrott meiner Weiterbildung.
- Das Projekt hat mich dann, ich würde nicht sagen auf den Boden der Tatsachen zurückgeholt oder alte Narben aufgerissen, weil es ja eigentlich schon gut verarbeitet war, aber es hat mir dann doch noch einmal bewusst alles vor Augen geführt, was mit mir und um mich herum geschehen ist. Danach war es mir gleich wieder bewusster. Es tat mir einfach gut, mir einmal wieder klar zu werden, was ist.
- Es war schon wieder alles kurz davor, selbstverständlich zu werden. Dass es jeden Tag so gut war, dass man einfach gesund ist. Da wurde mir selbst wieder klar, wie schnell es doch damals gegangen war, unerwartet aus dem Leben herausgerissen zu werden.
- Und ich wollte nicht wieder den Fehler machen, in den Alltagstrott zu verfallen und gar nicht mehr nachzudenken, was mir wirklich wichtig ist. Von dem her gesehen war diese Veranstaltung damals sicherlich richtig und wichtig.
- Ich denke, dass auch die Leute dort gemerkt haben, dass mit Menschen, die krank sind, durchaus noch sinnvoll und sinnbringend Gedanken ausgetauscht werden können, dass da nicht etwas tot ist, sondern dass da etwas weiterlebt, und dass Krankheit und deren Bewältigung auch eine Art Horizonterweiterung sein können.
- B. Sommer:** Und dann kam „Biographie und Behinderung“ Teil 2 in der Schriftenreihe Jugendwerk Band 10²⁴. Zu dieser Zeit warst Du bereits seit einem Jahr aus der Stationären Rehabilitation entlassen. Du hast dann Deine Berichte direkt angeschlossen an dem Zeitpunkt, an dem Du in Band 1 von „Biographie und Behinderung“ aufgehört hast.
- War es wichtig für Dich, dies wieder niederzuschreiben, auch nachdem Du bereits ein Jahr aus der Stationären Rehabilitation im Hegau-Jugendwerk entlassen warst?
- C. Kuonath:** Ich wollte auf jeden Fall fortfahren mit meinen Erzählungen, in der dokumentierten Lebensgeschichte keine Lücke lassen. Ich wollte es gern fortlaufend machen. Auch erst einmal um selber zu sehen, wie dann der Verlauf war.
- Und weiter, immer wenn ich wieder darin herumblättere, dann weiß ich, zu dieser Zeit war dieser oder jener Gedanke, der Stand aktuell, darauf habe ich dann so und so aufgebaut, einfach für mich selber den Verlauf zu sehen.
- B. Sommer:** Es war im April des Jahres 2000, als wir den zweiten Band in Druck gegeben haben. Jetzt sind wir an einem anderen Punkt angelangt.
- Wenn Du Dir überlegst, von April 2000 bis heute, November 2000, ist ein weiteres halbes Jahr vergangen - Welches sind jetzt in diesem vergangenen halben Jahr wichtige Stationen in Deinem Leben gewesen? In welcher Hinsicht, sagst Du, geht es weiter in die richtige Richtung - oder geht es über Umwege?
- C. Kuonath:** In dieser Zeit, gut, Großereignisse waren in diesem Sinne eigentlich nicht angesagt. Ich bin auch wieder, was ich manchmal schlecht finde, in meinem Alltag drin, ich bin mit der Schule beschäftigt.

²⁴ vgl. SOMMER/KUONATH 2000.

Wenn da einmal Luft ist, dann bin ich Daheim gefragt und helfe wieder mit. Ich mache das schon gern.

Ich habe da noch ein Ziel, aber ich will meinen Beruf auf jeden Fall auch noch weitermachen, aber das Verhältnis von mir zu dem Beruf ist nicht mehr so wie vorher.

Also nicht mehr so bedingungslos, nur das machen und sonst nichts. Ich gehe auch an das Thema ab und zu kritisch heran, ich öffne mich ja auch oder bin nicht mehr so stur blauäugig wie vor der Erkrankung.

Also wenn sich jetzt, diese Erkenntnis habe ich inzwischen erlangt, wenn sich jetzt in meinem Leben etwas anderes auf tun sollte, bei dem ich merke, das ist es, das war auch ein Sinn der Krankheit, dass ich auf dieses und jenes hingewiesen werde, dann würde ich das nicht mehr links liegen lassen, sondern ich würde mir darüber meine Gedanken machen und eventuell auch darauf zugehen.

Und, in dem letzten halben Jahr, was war da noch alles? Einfach, dass schon wieder viel zu viel selbstverständlich ist, dass die letzten zwei Jahre, die Erkrankung, das war alles schön und gut, auch um Erfahrungen zu sammeln, aber irgendwie dann wieder, das ist auch die Erwartungshaltung von der Gesellschaft, jetzt ist wieder alles gut, also geht das Leben wie früher weiter.

Ob ich das will oder was ich in dieser Zeit noch für andere Erfahrungen gemacht habe, ob ich mich verändert habe, das interessiert eigentlich die Wenigsten.

Und die Wenigsten akzeptieren das auch, finden das gut, wenn ich jetzt weiterhin kritisch oder gedankenvoll durchs Leben gehen will oder wenn ich einfach sage, so oder so, das passt mir jetzt nicht.

Da brauche ich einfach einmal wieder eine gewisse Zeit zum Nachdenken, wenn ich in den ganz alten Trott ver falle, dass ich auch wieder einmal meine Gedanken ordnen und weiter vorantreiben kann.

In den vergangenen Wochen und Monaten beschäftigt mich der Gedanke immer mehr, dass ich entscheiden muss, was ich nach Ende meiner Weiterbildung machen möchte.

Ich bin zwar offen für vieles, doch die anstehende Entscheidung fällt mir nicht leicht, denn die beiden extremen Pole Emotion und Ratio sind sich hinsichtlich dieser Entscheidung nicht einig.

Hier muss auch mein Vertrauen auf Gott noch wachsen, da ich nicht nur vertraue und geduldig bin, sondern mich selbst ein wenig absichern will.

An dieser Stelle wird mir bewusst, dass der Weg noch sehr weit ist, bis ich da sein werde, wo ich mit mir zufrieden sein kann.

Wären mein Glaube und meine Einstellung schon weiter entwickelt, so würde ich mich bei solchen Entscheidungen nicht so sehr unter Druck setzen, sondern mehr vertrauen, dass sich zu gegebener Zeit eine Lösung des anstehenden Problems wie von selbst ergeben könnte.

So bleibt mir also die Erkenntnis, dass es in meinem Leben noch vieles gibt, an dem ich arbeiten muss, bis ich wirklich vollkommen glücklich und innerlich zufrieden sein kann, obwohl ein gewisses Maß an innerer Anspannung sicherlich nicht schadet, solange sie nicht Überhand nimmt.

B. Sommer: Gibt es Menschen, mit denen Du Dich auf dieser Ebene, die fast schon philosophische Intensität erreicht, austauschen kannst in Deinem Alltag oder sind das eher Ausnahmesituationen, die mit Deinem direkten schulischen oder beruflichen Alltag nichts zu tun haben?

C. Kuonath: Mit wem ich mich in dieser Hinsicht austauschen kann, ist eigentlich nur im Rahmen der Familie möglich, weil die auf ihrer Seite den Krankheitsverlauf auch mit durchlebt haben, sicherlich in einer anderen Art und Weise, von dem her ist da in der Familie schon immer wieder die Rede von Stationen aus meinem Leben.

Ich muss andererseits sagen, mit Freunden oder so, da ist es eher schwieriger. Es gibt Freunde oder Schulkameraden, die interessiert sind an meiner Krankheitsgeschichte, die dann interessiert zuhören und die dann auch zum Ausdruck bringen, wie begeistert sie sind.

- Auch im normalen Leben geht einer auf mich zu, der das von mir gehört hat, von der Entwicklung, und sagt: „Respekt“. Das hätte ihn wahrscheinlich kaputt gemacht, diese Krankheit. Dieser Mensch findet das gut, wie ich da herausgekommen bin oder wie ich das durchlebt habe.
- Aber ich muss sagen, nicht mit jedem Kumpel oder Freund kann ich auf dieses Niveau gehen oder von dem erzählen. Ich denke, dass es für normale Jugendliche eher unnormal ist oder auch weil sie einfach mit diesen Gedanken ein Stückweit überfordert sind.
- B. Sommer:** Du hast vorhin darüber gesprochen, dass Du, wenn Dir eine Idee in den Sinn kommen würde oder Du etwas Besonderes finden würdest, aus Deinem jetzigen Beruf nicht unbedingt aussteigen würdest, aber schon umschwenken würdest. Gibt es da eine konkrete Idee, jetzt aktuell?
- C. Kuonath:** Also etwas ganz Konkretes gibt es eigentlich noch nicht, zu dem ich sagen könnte, das wär's, das ist es, das wollte ich schon immer oder das ist es, was mich jetzt total anspricht, was für mich wieder ein weiteres Stück Sinn in meinem Leben ausmacht, das ist meine persönliche Lebensaufgabe.
- Ich habe immer noch mein Ziel, dass ich Daheim, sollte ich es irgendwie schaffen, weitermache, wenn ich auch weiß, das ist schwierig und das geht bei mir noch nicht, da ich nach wie vor Reste von den Auswirkungen meiner Krankheit in mir habe.
- Ich weiß andererseits, dass, wenn es so sein soll, dass ich das mache, dann werde ich das schaffen. Aber ich weiß auch, ich darf mich nicht mehr so blind gegen alles um mich herum wehren.
- Und da steht auch meine Familie hinter mir, dass, wenn ich sage, ich hoffe, dass ich irgendwann durchs Leben gehe, dass dann einfach irgendwann ein Fingerzeig in mein Leben hineinkommt und sagt, das ist es, was mich anspricht.
- Bis jetzt kam das noch nicht. Ich bin in der letzten Zeit kritisch damit umgegangen. Ich überprüfe da schon jede Möglichkeit, weil ich sagen muss, in meiner schulischen Weiterbildung, das läuft bis jetzt hervorragend, ich bin gut.
- Das hätten vermutlich die Wenigsten gedacht, aber ich gehe da, so war ich früher nicht, früher habe ich zu allen vielleicht „ja und Amen“ gesagt, aber ich gehe da jetzt auch kritisch heran. Auch da bin ich nicht mit allem einverstanden, wie das in der Schule abgeht.
- Ich bin durch die Krankheit etwas kritischer als früher. Aber ich finde das gut, ich möchte das nicht mehr missen.
- B. Sommer:** Das leitet über zu der nächsten Frage. Wenn Du Dich heute anschaust im November 2000 - Bist Du mit dem, was Du bisher erreicht hast in persönlicher wie in beruflicher Hinsicht zufrieden?
- Oder, so hast Du es auch immer wieder beschrieben in den Berichten oder in Deinen Erzählungen, suchst Du nach wie vor nach neuen Themen, nach dem Sinn des Lebens, oder auch nach neuen Perspektiven, nach neuen Aufgaben? Oder kannst Du sagen, ich bin mit dem, was ich bisher erreicht habe, zufrieden? Muss es immer weitergehen?
- C. Kuonath:** In medizinischer Hinsicht bin ich auf jeden Fall zufrieden, in persönlicher eigentlich auch. Aber das heißt für mich noch lange nicht, dass ich mich damit auch zufrieden gebe.
- Ich bin heute nicht mehr so verrückt, dass ich unbedingt danach strebe, nur noch weiterkommen zu wollen. Aber ich würde sagen, heute strebe ich auch in beruflicher Hinsicht in einem gesunden Maße. Der Ehrgeiz ist da ein bisschen anders geworden, nicht mehr so ganz übertrieben, sondern mehr kontrolliert, dass ich nach neuen Dingen strebe und dass ich versuche, meine Einschränkungen noch weiter zu drücken oder auch persönlich weiterzukommen.
- Meine Lebensaufgabe, die suche ich auch gewählter. Ich verrenne mich nicht mehr so schnell oder nicht mehr so tief in Umwege. Das kommt zwar heute auch noch vor, aber ich finde dann schneller wieder auf den eigentlich von mir vorgegebenen Weg zurück.

- B. Sommer:** Wenn Du jetzt ein halbes oder ein Jahr nach vorne schauen könntest - Was wünschst Du Dir?
- C. Kuonath:** Was wünsche ich mir? Ich wünsche mir etwas, was mir im Prinzip keiner geben kann, dass ich weiterhin gesund, ganz gesund wäre.
Ob das so gut wäre, weil, wenn ich mir jetzt vorstelle, ich wäre rein körperlich wieder wie früher, dann könnte es auch sein, dass ich wieder total in den alten Trott fallen würde. Natürlich, ich wünsche mir trotzdem, dass ich fitter werde, dass ich aber auch in dem gleichen Maße persönlich weiterkomme, dass dies quasi gekoppelt ist.
So war es auch im gesamten Verlauf der Reha: Wenn ich für mich persönlich weiterkam, dann kam auch der nächste gesundheitliche Schub nach vorne. Und das wünsche ich mir auch weiterhin.
Und im nächsten Jahr dann oder im nächsten Dreivierteljahr steht dann meine Abschlussprüfung an, dann habe ich eine gute Ausbildung.
Das Wichtigste bis dahin ist für mich, dass ich dann ein bisschen mehr Klarheit haben möchte, was ich machen soll: Ob ich voll Daheim einsteige, das Lebenswerk meiner Eltern weiterzuführen versuche. Das würde ich gern machen, aber ich weiß nicht, ob und wie ich das schaffen kann (...).
Das war nicht der Sinn, dass ich wieder so gesund geworden bin. Das kann es nicht gewesen sein. Ich hoffe nur, dass es weitergeht (...).
Bis dahin wünsche ich mir einfach, dass ich meine Prüfungen bestehen werde, dass ich dann ein bisschen mehr Klarheit habe, dass ich vielleicht, meine Idealvorstellung wäre es, dass ich den Beruf, den ich erlernt habe, mit irgend etwas anderem noch, das mich heute reizen würde und das mir heute auch wichtig wäre, dass ich das miteinander verbinden könnte. Ich sehe zwar noch nicht die Möglichkeit, aber eventuell tut sich da noch etwas.
- B. Sommer:** Und in persönlicher Hinsicht? Was wünschst Du Dir, einmal abgesehen von Beruf?
- C. Kuonath:** In persönlicher Hinsicht wünsche ich mir, dass ich das, was ich so oft zu mir sage, wenn der Stress wieder so groß ist, dass ich dann kurz innehalte und mich so sehe, dass ich eigentlich gar nicht mehr der bin, der ich sein will oder von dem ich manchmal erzähle; dass ich nicht alles so selbstverständlich nehme, in den alltäglichen Trott hinein ver falle, sondern dass ich auch im alltäglichen Leben viel bewusster lebe und immer daran denke, was war, wie es war und wie es weitergehen könnte.
Und das erkennen, was da für ein Prozess, für ein bedeutender Prozess ablief und was ich für Glück und Unterstützung damals hatte, dass das einfach mehr bewusst bleibt.
Dann würde ich mir auch versprechen, dass, wenn ich nicht ständig im Alltagstrott wäre, dass ich bewusster lebe und auch in persönlicher Hinsicht, was das Streben oder die Suche nach Lebensaufgaben, nach dem Sinn des Lebens angeht, verspreche ich mir einfach, dass ich dann schneller und auch weiter vorankomme.
- B. Sommer:** Also Christoph, zum Ende hin. Dieses Gespräch soll Teil eines Buches werden: der dritte Teil von „Biographie und Behinderung“. Wenn Du jetzt sagen solltest in wenigen Sätzen, wie Du Dich jetzt, in diesem Moment, am Ende dieses Gespräches, fühlst - Was könntest Du dann von Dir berichten?
- C. Kuonath:** Also, ich muss sagen, dass mir auf jeden Fall das Gespräch gut getan hat, weil ich in letzter Zeit einfach wieder durch Beruf und Weiterbildung doch viel von einem Termin zum nächsten gehetzt bin und gar nicht so viel nachgedacht habe.
Und das ist für mich wieder ein Stück Aufarbeitung der Zeit, nicht unbedingt der Krankheitszeit, sondern einfach der letzten Zeit und für mich, weil das dann der dritte Band ist, (...) das ist dann auch der vorläufige Abschluss dieses langen Prozesses.
Insgeheim hoffe ich, dass es dann nicht alles war, sondern dass es in irgendeiner Form auch in der persönlichen Entwicklung weitergeht, dass die Antworten, die ich gefunden habe auf meine vielen Fragen, dass das nicht der Endpunkt ist. Ich denke vielmehr, dass sich diese Antworten und auch Ansichten, so wie sich der Mensch im Laufe der Zeit weiterentwickelt, auch weiterentwickeln werden.

2.1.3. Zusammenfassung und Versuch einer vorläufigen Einordnung

In diesem Gespräch mit Christoph Kuonath, das nahezu drei Jahre nach Ausbruch seiner Krankheit und eineinhalb Jahre nach Ende der Stationären Rehabilitation stattfindet, wird die relative zeitliche und innere Nähe Christoph Kuonaths zu dem gesundheits- und lebensbedrohenden Ereignis deutlich spür- und wahrnehmbar.

Christoph Kuonath ist nach eigenen Aussagen auf der einen Seite relativ zufrieden mit sich, vor allem dann, wenn er bedenkt, wie stark er durch die Folgeerscheinungen seiner Krankheit beeinträchtigt gewesen sei.

Auf der anderen Seite zeigt sich Christoph Kuonath jedoch auch als unzufrieden, da er noch nicht alles, was er ursprünglich erreichen wollte, realisiert habe.

Im Unterschied zu der Zeit vor dem Ausbrechen seiner Erkrankung nimmt Christoph Kuonath Krankheit grundsätzlich nicht mehr als etwas ausschließlich Negatives wahr, vielmehr sieht er in seiner Krankheit die Möglichkeit, seinen bisherigen Lebensentwurf, der zum großen Teil aus dem Erfüllen beruflicher An- und Herausforderungen bestand, zu überdenken und somit die Relativität der bis dahin herausragenden Bedeutung beruflichen Strebens als Mittelpunkt seines Lebens zu erkennen.

Hinsichtlich der Bewertung der dramatischen Ereignisse im Winter 1997/1998 aus rückblickender Sicht von Ende des Jahres 2000 zeigt sich Christoph Kuonath insofern als unschlüssig, als er den Zeitpunkt der Erkrankung einerseits als ungünstig bezeichnet, andererseits aber auch als gerade richtig.

Er habe sich zwar auch zu Zeiten vor Ausbruch der Krankheit Gedanken um Gott und Glauben, um Fragen nach dem Sinn des Lebens gemacht, aber nicht in der Intensität, die er nach Ausbruch der Krankheit erleben sollte.

Nach eigenen Aussagen sei Stationäre Rehabilitation für Christoph Kuonath die eigentliche Rettung gewesen. Nicht ausschließlich die vor allem medizinisch ausgerichteten Therapien, sondern auch und vor allem die Beziehungen, die sich zwischen Therapeuten/innen und ihm wie auch zwischen jugendlichen Mitpatienten/Rehabilitanden und ihm entwickeln konnten, hätten maßgeblich dazu beigetragen, dass er sich in körperlicher, gesundheitlicher, geistiger und persönlicher Hinsicht in eher als unerwartet zu bezeichnender Weise habe (weiter-)entwickeln können.

Wie bei vielen anderen Menschen auch, die sich in lebensbedrohenden Krisensituationen bewegen, stellt Christoph Kuonath Fragen nach der *Höheren Macht*, die lenkend und für die Menschen nicht unmittelbar nachvollziehbar und durchschaubar in das Lebensgeschehen einzugreifen scheine.

Neben dem intensiven gedanklichen Auseinandersetzen mit den Themenbereichen Hoffnung, Glauben und Gott (*Höhere Macht*) beginnt Christoph Kuonath bereits in den ersten Wochen seines Aufenthaltes in der Stationären Rehabilitation im Frühjahr 1998 für ihn bedeutsame Ereignisse und Begegnungen mit Menschen in Form eines Tagebuches niederzuschreiben.

Dieses Schreiben entwickelt mit zunehmender Dauer und Intensität eine Form von Eigendynamik, die letztlich in dem Entschluss gipfelt, einen Beitrag für die Schriftenreihe Jugendwerk zu verfassen, in dessen Rahmen Christoph Kuonath seinen individuellen Weg der Krankheitsverarbeitung und Behinderungsbewältigung zu beschreiben sucht.

Zum einen dient das Schreiben dem Ordnen und Relativieren von Geschehnissen, Begebenheiten und Begegnungen, zum anderen, so Christoph Kuonath, stelle das Tagebuch-Schreiben für ihn eine Form der Verarbeitung der sich überschlagenden Ereignisse dar.

Bei Entlassung aus der Stationären Rehabilitation, Ende Mai 1999, sei Christoph Kuonath mit gemischten Gefühlen in die Welt außerhalb des beschützenden Rahmens des Rehabilitationszentrums gezogen.

Ihm sei zu dieser Zeit bereits bewusst gewesen, dass die eigentliche Rehabilitation, das aktive Sich-Wieder-Eingliedern in das berufliche, soziale und gesellschaftliche (Alltags-)Leben, mit dem Tag der Entlassung aus der Stationären Rehabilitation beginnen würde.

Christoph Kuonath habe sich nach eigenen Aussagen in persönlicher Hinsicht verändert und weiterentwickelt. So sei er im Vergleich zu früher wesentlich nachdenklicher geworden, er habe Vertrauen zu Gott finden und daraus seine Hoffnung auf Wiedergenesung speisen können.

Zu Beginn des Jahres 2000 plant und gestaltet Christoph Kuonath eine akademische Lehrveranstaltung an der Berufsakademie Villingen-Schwenningen, Studienbereich Sozialwesen, zum Themenbereich *Krankheitsverarbeitung und Behinderungsbewältigung als Experte in eigener Sache* mit.

Das Planen, Durchführen und Auswerten dieses Projektes habe ihn nach eigenen Aussagen davor bewahrt, viele von den wiedergewonnenen Fertigkeiten und neu ausgeprägten Fähigkeiten als selbstverständlich anzusehen.

Mit dem zweiten Beitrag für die Schriftenreihe Jugendwerk, der im Frühjahr 2000 als Band 10 der Schriftenreihe Jugendwerk erscheint²⁵, wird der Versuch unternommen, der interessierten (Fach-)Öffentlichkeit die weitere Lebensgeschichte des Christoph Kuonath zugänglich zu machen.

In dem halben Jahr, das zwischen der Lehrveranstaltung (Januar - März 2000) und diesem ersten Gespräch (01. November 2000) liegt, sei nach Aussagen Christoph Kuonaths vieles selbstverständlich geworden. Bisweilen jedoch überkämen ihn die Überlegungen, mitunter auch Zweifel, was er nach Beendigung seiner Weiterbildung - nach seinem Studium der Agrartechnik an der Fachhochschule Nürtingen, das er im Oktober 1999 beginnt -, in beruflicher Hinsicht angehen solle.

Christoph Kuonath bewegt sich, wie in anderen richtungsweisenden Entscheidungssituationen, auch hier zwischen zwei Polen: Auf der einen Seite die Vorstellung, die Vision, dass er den elterlichen Bauernhof verantwortlich übernehmen wolle, auf der anderen Seite das eher unbestimmte Gefühl, dass andere Lebensaufgaben, die er jedoch nicht näher bestimmten könne, auf ihn warteten.

²⁵ vgl. SOMMER/KUONATH 2000.

2.2. Zum aktuellen Stand von *Rehabilitation im Alltag* im Mai 2006

2.2.1. Einführung

Im Rahmen einer Lehrveranstaltung zum Themenbereich *Behinderung und Rehabilitation* im Fachbereich Sozialwirtschaft an der Berufsakademie Villingen-Schwenningen wird Christoph Kuonath am 18. Mai 2006 eingeladen, sieben Jahre nach Ende der Stationären Rehabilitation seine Erfahrungen und persönlichen Eindrücke, seine kritische Meinung zu den übergeordneten Themenbereichen von *Krankheitsverarbeitung und Behinderungsbewältigung*, aber auch zu dem Bereich *Rehabilitation im und durch Alltag* mit Studierenden der Sozialwirtschaft, die sich überwiegend dem Arbeitsfeld der Behindertenhilfe zugeordnet haben, zu diskutieren²⁶.

2.2.2. Gespräch mit Studierenden zum aktuellen Stand im Jahr 2006

C. Kuonath: Ich bin Christoph Kuonath, beruflich derzeit in einer großen Agrargenossenschaft als verantwortlicher Silo-Meister.

Das muss man sich so vorstellen: Da lagern ungefähr 15.000 Tonnen Getreide. Ich bin dafür zuständig, dass alles sicher, trocken und gut reinkommt. Und dann auch das ganze landwirtschaftliche Geschäft drum herum, Saatgut, Düngemittel, Pflanzenschutzmittel, Beratung. Ich bin eigentlich für alles zuständig. Und nebenher meine große Leidenschaft, mein Hobby, die Mitarbeit auf dem elterlichen Landwirtschaftsbetrieb. Das ist derzeit die ganz grobe Schaffenssituation.

B. Sommer: Da nicht alle Seminar-Teilnehmer/innen vorab die schriftlichen Unterlagen²⁷ lesen konnten, finde ich es wichtig, Christoph, dass Du in einem ersten Durchgang erst einmal beschreibst, welche Krankheit Du hattest, wie sich alles entwickelt hat, die Tage, an denen Du akut krank warst, dass Du erst einmal berichtest.

Ich habe vorhin bereits gesagt, dass dieses Ereignis inzwischen acht Jahre zurückliegt. Am Telefon hast Du gemeint, Du wüsstest das alles gar nicht mehr so genau.

C. Kuonath: Ich weiß das schon noch ganz genau. Wenn die Akut-Zeit vorbei ist, dann kommst Du schnell wieder in den Alltag rein. Jeder hat seinen Platz auf dieser Welt, von daher liegt das ein bisschen im Hintergrund, zumindest zeitweise.

Gut, die Situation war damals die Mitte meines dritten Lehrjahrs der Landwirtschaftsausbildung, ich war gerade an einem Wechsel von meinem Lehrbetrieb. Das letzte halbe Jahr wollte ich meine Ausbildung auf dem elterlichen Betrieb machen. Das geht in der landwirtschaftlichen Ausbildung.

Das war eine Zeit, die sehr arbeitsintensiv war. Zuvor auf dem Ausbildungsbetrieb ist der Seniorchef gestorben, die Juniorchefin hat ein Kind bekommen, der Juniorchef hat sich verletzt. Da war ich zeitweise ganz allein, als kleiner Lehrling, da habe ich zeitweise den Betrieb allein geschmissen.

Das war ziemlich viel Verantwortung, wobei ich gedacht habe, dass ich nicht alles so schnell kann. In der Zeit habe ich fachlich und persönlich viel gelernt, als ich so „ins kalte Wasser“ geworfen wurde.

²⁶ Diese Sitzung findet im Rahmen der Lehrveranstaltung *Behinderung und Rehabilitation* für Studierende der Sozialwirtschaft an der Berufsakademie Villingen-Schwenningen statt und ist in ihrem vollständigen Wortlaut auf Tonband aufgezeichnet worden.

Bei in der Transkription mit Klammern (...) gekennzeichneten Textstellen wurden von dem Verfasser Auslassungen vorgenommen.

²⁷ Mit schriftlichen Unterlagen sind hier die Veröffentlichungen KUONATH/SOMMER 1999, SOMMER/KUONATH 2000, 2001 a, 2001 b, SOMMER 1998 a, 1999, 2001 gemeint.

Der Tag sah damals ungefähr folgendermaßen aus: Von früh um 05.00 Uhr bis nachts um 23.00 Uhr oder Mitternacht, je nachdem.

Das war eine intensive Zeit. Danach wollte ich es eigentlich Daheim ein bisschen ruhiger angehen lassen, zumal ich auch erkältet war. Das habe ich aber nicht wirklich ernst genommen, ich habe meine Arbeit trotzdem verrichtet.

Gut, und dann merkte ich es eines Nachts, obwohl ich gedacht habe, dass die Erkältung schon wieder so ziemlich gut ist.

Das muss man sich so vorstellen: Ganz normal zu Bett gehen, dann mitten in der Nacht Kopfschmerzen. Das war das erste, wo ich sofort wusste, das sind keine normalen Kopfschmerzen. So ein riesiger Druck, so als wenn es den Schädel zerreißt.

Nachher haben die Ärzte gesagt, wie ich das nur so lange habe aushalten können. Ich habe dann geschrien vor Schmerzen, dann kamen meine Eltern. Da wurde es ein bisschen erträglicher, dann wollte ich später etwas trinken. Da habe ich gemerkt, am Bett habe ich meistens eine Flasche Wasser, dass ich die linke Hand nicht mehr bewegen konnte.

Ich habe gedacht, gut, ich habe vielleicht Fieber. Das kann ja mal sein, ich habe mir nichts weiter dabei gedacht.

Morgens wollte ich dann aufstehen, da bin ich praktisch wieder umgefallen. Ich habe die linke Körperhälfte nicht mehr bewegen können. Arm und Bein gehörten praktisch nicht mehr zu mir, gehorchten mir nicht mehr, kein Gefühl, keine Sensibilität, nichts mehr.

Dann kam der Hausarzt und war total überfordert. Solche Fälle sind wohl eher selten. Dann kann ich mich noch erinnern an den Abtransport in das nächstgelegene Kreiskrankenhaus und dann weiß ich eigentlich nichts mehr so genau. Dann war vieles so wie ein Schlafkoma. Ich weiß nur noch, wie mich das Krankenhaus abgestoßen hat und die Verantwortung auch nicht übernehmen wollte, weil sie nicht so viel Erfahrung mit diesen Sachen hatten. Irgendwann habe ich mich dann in der Uni-Klinik Tübingen wiedergefunden.

Das war so das Akute. Da war ich dann sieben Wochen, wobei die ganz akute Koma-Zeit war drei, vier Wochen, dann war ich irgendwann über'm Berg, aber dann kamen halt die Auswirkungen und Schäden erst so richtig hervor.

Studierende: So gerade in der Anfangszeit, als Du gemerkt hast, dass Du Deinen Arm nicht mehr bewegen konntest - Wie warst Du da vom Kopf her? Warst Du da relativ klar oder hast Du das alles nur noch so am Rande mitbekommen?

C. Kuonath: Na ja, das war das Witzige. Ich war nicht hundertprozentig bei Bewusstsein, aber ich war schon da.

Ich muss dazu sagen, es war Anfang Februar, ich hatte witzigerweise in der Silvesternacht so eine Vorahnung. Ich weiß nicht, ich habe bisher an so etwas auch nicht geglaubt. Ich hatte so eine Vorahnung, dass irgend etwas Gravierendes im kommenden Jahr passieren würde, habe das aber nicht einordnen können. Ich habe nicht gewusst, was ich davon halten sollte und habe das wieder verdrängt.

Die erste Nacht mit diesen Symptomen, da kam mir die Silvesternacht sofort wieder in den Sinn. Da habe ich gewusst: Jetzt habe ich die Antwort, aber konnte das natürlich noch nicht zuordnen und die Tragweite, was auf mich zukommen würde, natürlich nicht abschätzen.

Ich habe halt gedacht, na gut, ich bin ein bisschen krank, die richtige Medizin, und dann ist es wieder gut, aber klar auf jeden Fall.

B. Sommer: Fragen Sie bitte! Wenn Sie etwas wissen wollen, so dürfen Sie einfach fragen. Ich habe das so mit Christoph ausgemacht, dass Sie alles fragen dürfen, und Du, Christoph, entscheidest dann, ob Du antwortest.

Studierende: Dann vielleicht zum Koma gerade. Kannst Du Dich an irgend etwas erinnern im Koma? War das wie im Traum? Hast Du irgend etwas mitbekommen von außerhalb oder war das wie ein langer Schlaf?

C. Kuonath: Wie ein Schlaf auf jeden Fall, auch wie ein Traum, den man aber nicht aktiv beeinflussen oder verändern kann. Einen Traum kann man ja in diesem Sinne auch nicht beeinflussen, aber man kriegt auf jeden Fall die Außenwelt mit und zwar viel sensibler.

- Zum Beispiel kann man, wenn da Schwestern oder Doktoren herumrennen, die Eltern oder Geschwister, die erkennt man dann, auch wenn man sie nicht sieht, nicht aktiv wahrnimmt, schon an der Schrittfolge.
- Man kriegt mit, wer um einen herum ist, ob das jetzt eine Schwester oder ein Arzt ist oder sonst irgendwer. Man sieht die Leute nicht, aber spürt das dann einfach. Also, da ist wirklich etwas dran.
- Zu dem Zustand im Koma, gut, die meisten, die berichten von ihrer Zeit im Koma von einem Licht, das finde ich auch. Das kann ich auch sagen, dass man eher in einem dunklen Raum ist, und dann kommt von irgendwoher etwas Helles, das das Ganze dann wieder angenehmer gestaltet.
- Zum Medizinischen kann ich sagen, dass ich immer zwischen den Welten verweile bin, dass die Ärzte zu meinen Eltern gesagt haben, sie sollten sich mit mir beschäftigen, mit mir reden, auch wenn ich nicht antworten konnte oder nichts aktiv mitkriege, dass ich nicht in die andere Welt abdrifte, in den immerwährenden Schlaf.
- Ich würde schon sagen, dass die Koma-Zeit keine gelöschte Zeit ist oder Zeit, in der man gar nichts mitkriegt.
- Studierende:** Wie war das bei Dir, kurz bevor Du ins Koma gefallen bist? Spielt sich da das ganze Leben noch einmal kurz vor Augen ab? So kurze Bilder, war das bei Dir auch so?
- C. Kuonath:** Nein, überhaupt nicht. Also ich war relativ lange geistig voll da, und dann irgendwann, das Fieber war astronomisch hoch, ging es ganz schnell. Ich weiß noch, wie ich in den Krankenwagen verladen wurde, wie wir durch die Ortschaft gefahren sind, vom Krankenhaus weiß ich nur noch bruchstückhaft, immer mal wieder, aber nicht so richtig. Das ging rasend schnell, dass ich dann immer weiter weg war.
- Studierende:** Wie war das denn nach den drei, vier Wochen Koma? Wie war das danach, also Du wieder zu Dir gekommen bist?
- C. Kuonath:** Also erst einmal Hilflosigkeit, viele Frage wie „Was ist los?“, „Wo bin ich?“. Die große Unsicherheit.
- Wenn man einerseits nicht weiß, was passiert ist, keine Zuordnung hat, nichts mehr ordnen kann, viele Fragen erstmal, wenig Antworten.
- Klar, das Umfeld anders, zwar sind Bekannte, Eltern und alle irgendwo da, aber es herrscht schon große Unsicherheit, die sich erst im Laufe der Zeit wieder auflöst.
- Ich war ja nicht von der einen auf die andere Minute wieder voll da, sondern bei mir war das ja eher schleichend.
- Am Anfang, so behaupte ich einmal, war mein Gehirn noch so vernebelt, dass ich nicht alles sofort realisieren konnte. Erst im Laufe der Zeit, so nach und nach konnte ich das alles langsam zu- und einordnen, was eigentlich passiert ist.
- Von daher war die Verunsicherung oder Unsicherheit am Anfang nicht so riesig, weil ich das alles gar nicht verarbeiten konnte.
- B. Sommer:** Wen hast Du denn als Ersten wahrgenommen, Christoph? Jetzt sehend, nicht hörend. Kannst Du Dich daran erinnern? Hast Du Deine Eltern erkannt?
- C. Kuonath:** Das ja.
- B. Sommer:** Auch als Du im Koma warst, das mit den Stimmen, da wusstest Du, dass das Deine Eltern waren?
- C. Kuonath:** Auch an den Schritten, das ja.
- Studierende:** Was haben Deine Eltern berichtet über die Zeit? Wie ging es ihnen?
- C. Kuonath:** Wohl ganz schlecht, sage ich einmal. Gewisse Ärzte haben gesagt zu meinen Eltern „Beten Sie, dass Ihr Sohn stirbt. Wenn er am Leben bleibt, wird er ein Pflegefall!“
- Ich weiß es auch von anderen Leuten, die haben mir dann eher nicht so viel erzählt, aber ich denke, das ist vielleicht auch ein Stückweit Schutzhaltung. Ich denke, das wird jedem Vater oder jeder Mutter so gehen, wenn es um das eigene Kind geht, und man nicht weiß, ob es leben bleibt und was dann ist.

Die Angst war groß. Es ist sicherlich kein toller Zustand in dieser Situation, das ist klar. Wobei die Unterstützung ganz klar da war, egal wie, Hauptsache, er überlebt, lieber geschädigt, aber er lebt. Man konnte nicht abschätzen, was der Erreger im Gehirn alles zerstört und von dem her stand erst einmal das Überleben an. Was dann ist, da findet sich dann vielleicht auch wieder ein Weg.

Studierende: Als Du im Krankenhaus warst - war immer jemand da?

C. Kuonath: Na, das wäre rein beruflich durch den Betrieb eigentlich nicht wirklich möglich gewesen. In der Regel abwechselnd, so in der Regel war jeden Mittag jemand da. Und in der akuten Zeit durften meine Schwester und meine Eltern zu mir, sonst gar niemand, erst wieder nach der ersten akut-medizinischen Versorgung. Dann durften andere Leute zu mir, die meisten auch eher geschockt, als sie mich das erstmal gesehen haben.

Vorher ein selbständiger, voll im Leben stehender Azubi und danach wirklich hilflos, nicht fähig, sich selber zu versorgen, teilweise entstellt.

Es ist ja nicht so, dass nur Arm und Bein gelähmt waren, sondern auch komplett die linke Hälfte wie bei einem Schlaganfall. Was Ihr vielleicht nur aus der Altenhilfe kennt, dass dann auch die Gesichtsmuskeln und alles, Halbseiten-Blindheit, alles komplett, also total orientierungslos. Kein selbständiges Essen war mehr möglich. Man hätte mir einen Teller hinstellen können, na, ich hatte ja auch eine gesunde Hand gehabt, das wäre schon gegangen, aber ich habe gar kein Essen auf dem Teller gefunden.

Also, das Bild muss vor allem für die Freunde, die alle nicht so viel Erfahrung mit so etwas haben, nicht einfach, sondern sehr erschreckend gewesen sein.

Das merkst Du als Patient natürlich auch. Das ist für manchen vielleicht auch heilsam, dass man einsieht, dass es vielleicht doch schlimmer ist, wie es einem geht. Das schmettert vielleicht den einen oder anderen nieder, für mich war das eigentlich gar nicht so das große Problem, muss ich sagen. Aber da sind wahrscheinlich so viele Eindrücke auf mich eingegangen, dass ich alles nicht wirklich realisieren konnte.

Das hat sich dann später in der Reha herausgestellt. Das Gedächtnis war noch voll da, die geistige Leistungsfähigkeit, ich war da ungefähr auf einem Niveau, eben nicht mehr auf dem Stand eines Azubi, sondern auf dem Niveau, sage ich einmal, von 7. oder 8. Klasse vielleicht, höchstens. Also alles total verlangsamt.

Studierende: Wie war das dann für Dich? Hattest Du Aggressionen, weil Du ja wusstest, wie es vorher war und jetzt halt nichts mehr oder nicht mehr so?

C. Kuonath: Einerseits war über das Gedächtnis alles voll da, aber ich habe das alles gar nicht so realisiert oder auch gar nicht wahrhaben wollen. Ich habe das damals im Krankenhaus gar nicht gemerkt, dass ich nicht mehr die Leistungsfähigkeit habe oder die Sachen nicht mehr zuordnen kann.

Erst später in der Reha, da gab es am Anfang einen Schultest, um festzustellen, in welche Gruppe ich gehen sollte. Erst da habe ich bemerkt, dass ich in dem Schultest jämmerlich versagt habe.

Aber davor, als ich noch alles im Gedächtnis hatte und die Leute erkannte, da habe ich das alles gar nicht wirklich realisiert.

Ich weiß nicht, ob das zum Teil nicht auch eine Schutzhaltung vom eigenen Organismus ist, dass nicht zu viel auf einmal auf einen einströmt, dass man nicht gleich von vornherein resigniert. Das kann ich nicht sicher sagen.

B. Sommer: Wenn Du abends allein im Koma warst, wenn Deine Eltern weg waren, der letzte Rundgang vorüber war - hast Du Dich dann alleine gefühlt?

C. Kuonath: Also, es war ja Intensivstation, von daher sind da rund um die Uhr irgendwelche Leute herumgelaufen. Nein, das kann ich verneinen. Auch wenn vertraute Leute um mich herum waren, war ich trotzdem allein. Ich lebte in meiner kleinen Welt, im Dunkeln, mit dem Licht, das irgendwo herkam. So aktiv habe ich ja das um mich herum nicht wahrgenommen. Die sind ja nicht in meine Welt gekommen, das hat mich da auch nicht beeinflusst. Ich habe gewusst, dass jemand da war, mehr auch nicht.

- Studierende:** Wie hast Du das selbst empfunden, als die Ärzte gesagt haben, Deine Eltern sollten Dich beschäftigen? Und hast Du das in Deiner Welt gemerkt, dass Du auf die Seite vom Leben gezogen wirst, hast Du da aktiv mitarbeiten können?
- C. Kuonath:** Ich konnte weder aktiv mitarbeiten noch habe ich gewusst, wo ich stehe, einmal mehr da und einmal mehr da. Ich konnte keinerlei Zuordnungen treffen.
Ich bin so vor mich hinvegetiert und ich denke, durch die starken Medikamente ist das Gehirn auch im Nachhinein betrachtet ein bisschen in Mitleidenschaft gezogen worden.
Ich habe vielleicht äußere Einflüsse wahrgenommen und dann war gut. Ich war in meiner kleinen Welt, da war alles prima, ich habe das alles gekannt. Irgendwann haben dann die Medikamente oder was gesiegt und ich bin wieder ins eigentliche Leben zurückgekommen.
Dann ist wieder alles gut gewesen, als es ums Erwachen ging, aber davor ...
- Studierende:** Wie war das dann beim Erwachen?
- C. Kuonath:** Das ging dann eher schleichend, Stück für Stück. Ich kann das nicht mehr sagen, wen ich als Erstes gesehen habe. Ich weiß bloß, als ich so langsam erwacht bin, dass es über mehrere Tage gegangen ist, bis ich wieder voll da war. Ich habe vielleicht mal ein Auge auf gehabt, die Welt um mich herum habe ich ein Stückweit wahrgenommen, aber ich war dann so platt und kaputt. Es hat dann noch einige Zeit gedauert, bis ich langsam wieder aktiv am Geschehen, sage ich einmal, teilhaben konnte.
- Studierende:** Ein Zeitgefühl hattest Du dann schon, oder? Konntest Du es abschätzen, wie lange das Koma dauerte?
- C. Kuonath:** Es war in der Nacht vom 02. auf den 03. Februar, als ich aufgewacht bin und meine Eltern da waren. Ich habe gedacht, es wäre mitten im Sommer. Ich habe sie gefragt, was sie denn wollten, sie sollten doch heimgehen. Also ich habe absolut keinen Schimmer gehabt, was für eine Zeit war.
- B. Sommer:** Warst Du eigentlich an irgendwelche Geräte angeschlossen?
- C. Kuonath:** Geräte eigentlich nicht direkt so, aber überall Schläuche.
- B. Sommer:** Christoph, vielleicht erzählst Du mal die Geschichte von dem Oberarzt. Das wird sicher alle hier interessieren, dass das, was jemand von außen sagt, wenn jemand noch nicht wieder voll da ist, auch Auswirkungen hat auf die Person, die da im Koma liegt.
- C. Kuonath:** Als im Laufe der Zeit das grobe Medizinische soweit abgeschlossen war, ging es um die Frage, was aus mir werden sollte. Ich saß da, Rollstuhl, linke Körperhälfte ohne Sensibilität, ohne Bewegungsfähigkeit.
Jeden Morgen war Visite und der Oberarzt kam. Und die Ärzte haben gehofft, so ähnlich wie bei einem Schlaganfall auch, da kommt ja ein Teil, wenn man Glück hat, relativ schnell oder es kann zumindest schnell etwas von der Bewegungsfähigkeit zurückkommen. Das haben sie bei mir eben auch gehofft. Dem war aber nicht so.
Dann kam der Oberarzt und fragte mich, was ich denn schon bewegen könne, ob ich etwas spüren würde - wörtlich „Nein? Dann haben Sie knapp verloren, na dann sind Sie froh - Was haben Sie gelernt? Sind Sie Landwirt? Na ja, das ist ja heutzutage eh kein Beruf mehr mit Zukunft. Arbeiten, na, nun sind Sie froh, nun haben Sie etwas Leichteres, Besseres. Wenn Sie jetzt noch nichts bewegen können, dann kommt das auch alles nicht mehr. Dann können Sie sich jetzt schon vorbereiten auf ein Leben als Pflegefall“.
Und das war eigentlich dann so der erste große Schritt, wo ich wirklich gemerkt habe, dass es doch ein bisschen schlimmer ist als ich gedacht habe. Ich hatte gedacht, na gut, bleibe ich ein bisschen im Krankenhaus, ein bisschen dies, ein bisschen Medizin und dann wird das wieder gut.
Das nun war so der erste richtige Tiefschlag, dass das nun doch etwas Bedeutsameres sein musste.
Für manch einen wäre diese Prognose in dem Zustand, in dem ich mich befand, vielleicht niederschmetternd gewesen. Das wäre vielleicht schon das Ende gewesen, bevor der Kampf angefangen hätte.

Ich bin vom Typ her vielleicht eher jemand, der dies als Ansporn gesehen hat. Ich habe gedacht: Jetzt erst recht! Aber an dieser Situation habe ich erst einmal zu knabbern gehabt, ganz klar.

Später habe ich versucht, diesen Arzt wiederzufinden. Aber in einer Uni-Klinik ist der Wechsel schnell. Wenn ich ihn hätte auffinden können, dann hätte ich ihm gesagt, dass das alles doch ein bisschen sensibler hätte mitgeteilt werden können.

Dies alles war zwar nicht völlig falsch als Rückmeldung, aber dies war der erste richtig Schlag, der mein Bewusstsein geweckt hat, dass es doch etwas Schlimmeres war.

Ich war da in einem relativ geschützten Rahmen, um mich herum eher ältere Leute. Als relativ Junger und dann noch mit dieser Krankheitsgeschichte war ich schon ein bisschen eine Attraktion damals.

Wie es dann darum ging, was nach dem Krankenhaus kommen sollte, Reha, wie ich dann gemerkt habe, um mich herum sind viele jüngere Menschen, einigen geht es besser, anderen schlechter als mir, da war ich dann einer unter vielen. Als mir dann aufgefallen ist, in welcher Gesellschaft ich nun war, da ist mir dann so langsam das Dämmern gekommen, dass es doch etwas Größeres ist.

Mittlerweile konnte ich mit den Ärzten selber reden, so langsam ist dann auch das Einordnen wiedergekommen. Wenn gesagt wurde, so und so sind die Prognosen, dann konnte ich es selber wieder einschätzen, wie es denn tatsächlich um mich stand. Am Anfang war das nicht so, da haben sie es vielleicht auch gesagt, aber ich habe das gar nicht registriert oder nicht wahrhaben wollen.

Studierende: Und wie ist es dann weiter verlaufen?

C. Kuonath: Also, ich bin aus dem Krankenhaus im Frühjahr 1999 dann nach Gailingen gekommen, eben in die Reha. Da war dann schon die Frage im Raum, wo ich hinkomme.

Da habe ich schon selbständig gesagt, wenn ich die Möglichkeit habe lieber die weiter entfernte Reha. Aber da habe ich gemerkt, da kommt nicht jeden Tag jemand zu Besuch. Wenn da aber die Chancen für mich besser sind, ich habe schon früh gemerkt, für mich war Reha die Möglichkeit, wieder zurückzukommen. Allein die Möglichkeit, Reha überhaupt in Anspruch nehmen zu können, ist ja auch nicht selbstverständlich. Annehmen und das Beste draus machen, dass ich mir später keinen Vorwurf machen könnte, ich hätte etwas verpasst. Ja, ich bin da hingekommen, Rollstuhl, total unselbständig. Dann verging ein halbes Jahr, zwischenzeitlich kleine Fortschritte, selbständig stehen können.

Und so ging das dann nach und nach. So haben sich tatsächlich Fortschritte eingestellt, so dass ich mich dann gegen Jahresende mit einem Rollator, mit so einem kleinen Gehwagen, selbständig fortbewegen konnte. Das sah vielleicht nicht ganz so toll aus, aber es war psychologisch wichtig. Jeder kleine Schritt zurück ins Alltagsleben ist ein großer Schritt. Das war schon ein Erfolgserlebnis.

Ich war ja gelernter Landwirt kurz vor der Abschlussprüfung. Was sollte nun in beruflicher Hinsicht mit mir passieren? In den alten Beruf? Keine Chance. Ich habe da schon Prognosen übertroffen, aus dem Rollstuhl so langsam raus. Was sollte jetzt geschehen?

In den alten Beruf sollte ich nicht zurückkehren können? Nein, habe ich gesagt, ich will die Ausbildung, unabhängig davon, was danach kommt, abschließen. Dann könnte ich immer noch eine Umschulung machen.

Ich habe immer zu den Mitarbeitern des Psychologischen Dienstes, ich habe mit allen Therapeuten eigentlich ein gutes Verhältnis gehabt, nur - nun kommt die Geschichte wieder - mit der Psychologin ging es nicht so gut.

Heute sehe ich das auch mit Abstand, nüchterner. Sie kam da mit irgendwelchen Tests, die ich machen musste. Dann wurde ich in irgendeine Schublade X oder Y gesteckt, nach meinem Leistungsstand eben. Ich jedenfalls konnte das damals nicht nachvollziehen.

Auf jeden Fall sagte die Psychologin, ich sollte die Ausbildung nicht fertig machen, da ich dann nur noch einen Anspruch auf eine zweijährige Umschulung hätte, sonst könnte ich drei Jahre in Anspruch nehmen.

Wenn ich meine Lehre zu Ende machen würde, könnte ich vielleicht später etwas Kombiniertes mit einem kaufmännischen Beruf machen, auf den sie hingearbeitet hat. Nur im Büro sitzen, das war mir damals schon klar, das war es nicht, was ich wollte.

Da ich aber in der Zwischenzeit klare Ziele für mich selbst hatte, ich hatte das Bewusstsein wiedergefunden, was ich mir zutrauen konnte und was nicht. Auch die medizinischen Therapeuten, mit denen ich jeden Tag zu tun hatte, nicht die Psychologen, zu denen ich einen ganz anderen Draht hatte, die Therapeuten haben dann auch eher zu mir gehalten in dem Sinne, mir etwas zuzutrauen.

Mir war klar, wenn dies schief gehen würde, dann hätte dies eher negative Auswirkungen auf mich. Wenn es gut gehen würde, dann wäre dies vielleicht ein neuer Impuls.

Bis dato war im Arm noch nichts, kein Gefühl und noch null Bewegungsfähigkeit. Bei dem Arm, so wurde mir von Ärzten wiederholt gesagt, müsste ich mich darauf einstellen, dass da nichts passieren würde. Laufen-Können wäre bestenfalls möglich, aber mit dem Arm sei dies nicht so.

Kurz und gut, ich habe mich letztendlich durchgesetzt. Ich habe meine Abschlussprüfung nachholen dürfen. Ich war davor der Beste in dem Jahrgang und von dem her war es mir auch wichtig, dass ich dies fertig mache. Ich habe das abgeschlossen mit dem gleichen Schnitt, mit dem ich angemeldet war. Ich habe einen Einser im Gesellenbrief gehabt und das war wunderbar.

Ich bin dann zurück in die Reha gekommen. Die Psychologin kam dann und fragte mich, wie es gelaufen sei in der Prüfung. Sie hat sich wahrscheinlich schon gefreut, dass ich eine schlechte Nachricht hatte. Ich zog dann das Zeugnis heraus, da war sie beleidigt. Ich musste dann ein paar Wochen nicht mehr zu den blöden Tests, das war mir dann auch recht.

Ich sage von heute: Ich muss die gute Frau in Schutz nehmen. Heute kann ich es besser, realitätsnäher einordnen, aber damals konnte ich das nicht wirklich nachvollziehen, was sie mit mir machte.

Auf jeden Fall, unter medizinischem Aspekt gesehen, als ich das geschafft hatte, hat so langsam an der Hand die Sensibilisierung wieder angefangen und erste Bewegungen waren möglich. Daraufhin erfolgte dann in der Hand auch eine stetige Entwicklung.

Da ich aber zugesichert hatte, dass ich, wenn ich die Prüfung abgelegt hatte, in eine kaufmännische Ausbildung einwilligte, musste ich fortan innerhalb der Reha, da gab es unterschiedliche Zweige von Berufstherapie (Metall, Holz oder Kaufmännische), in die kaufmännische Berufstherapie.

Ich habe dort nach einem Weg gesucht, wie ich meinem Ziel näher kommen könnte. Ich wollte nicht den Mitarbeitern entgegenspielen, aber ich habe ein großes Ziel gehabt, das ich in kleinen Etappen erreichen oder dem ich auf jeden Fall näher kommen wollte.

Dieses Ziel, das hat mir so unheimlich viel Kraft gegeben. Jedes Mal, wenn ich wieder einen kleinen Fortschritt errungen hatte, hat mich das wieder bestätigt, und dann kam der nächste.

Ich denke, in der Reha waren nicht viele Leute (damit sind Mitpatienten und weitere jugendliche Rehabilitanden gemeint, Anm. d. Verf.), die gewusst haben, wie wichtig Erfolgsorientiertheit war. Es wäre jetzt unfair zu sagen, die Meisten hätten mit ihrem Leben abgeschlossen. Das wäre der falsche Ausdruck, aber die meisten Leute haben die Reha nicht als Geschenk oder als Möglichkeit gesehen, dass sie da etwas für sich tun und vorwärts kommen können. Sie haben sich mehr oder weniger ihrem Schicksal ergeben.

B. Sommer: Ich weiß nicht, ob Sie (an die Studierenden gerichtet, Anm. durch d. Verf.) sich das vorstellen können. Wenn 40 jugendliche Rehabilitanden und Rehabilitandinnen in einem Haus zusammengefasst sind, da sagen Ihnen manche, sie fühlten sich wie in einem Gefängnis. Da sagen Ihnen manche, sie wüssten nicht, warum sie überhaupt in der Reha seien, mit ihnen sei doch alles in Ordnung.

Es ist aber krankheits- oder auch behinderungsbedingt, dass sie bestimmte Verhaltensweisen nicht wirklich einschätzen konnte. Manche haben ihren Aufenthalt als Gefängnis empfunden.

Deswegen denke ich auch, Christoph, es ist ein Geschenk für Dich gewesen, dass Du Reha als Deine große Chance hast wahrnehmen können. Wir sehen ja, was aus Dir geworden ist. Viele andere hatten vielleicht auch krankheitsbedingt nicht die Möglichkeit, die Du hattest, sie haben aber auch nicht die Gelegenheit am Schopf ergriffen. Manche haben es einfach nicht wahrgenommen.

C. Kuonath: Ich kann nicht genau sagen, warum das so war, obwohl ich geistig, schulisch auf jeden Fall weit zurück war. Aber ich habe langsam in der Schule wieder aufgeholt. Das Bewusstsein aber, wo stehe ich, was will ich und wie komme ich da hin, die Einschätzung, welche Schritte kann ich gehen, das hat eigentlich von Anfang an super funktioniert. Das war mein Weg, und ich will nicht sagen, dass der für alle gut ist, es war mein Weg. Er war richtig, er hat mich so zum Erfolg gebracht.

So habe ich weiter getüftelt, ob die Mediziner nun dafür oder dagegen waren. Ich bin mit Sicherheit auch oft auf die Schnauze gefallen, im wahrsten Sinne. Aber es galt immer wieder aufzustehen und neu zu probieren. Das hat mich dahin gebracht, wo ich heute stehe, sonst wäre ich nicht da. Wenn ich nur das gemacht hätte in der Therapie, was ich durfte, was gut für mich gewesen wäre, das hätte mich nicht so weit vorgebracht wie meine Eigeninitiative.

B. Sommer: Schauen Sie einmal (an die Studierenden gerichtet, Anm. durch d. Verf.), Sie müssen sich das so vorstellen. Christoph sitzt im Rollstuhl, macht Krankengymnastik, macht Ergotherapie, und die sagen „Übe doch abends ein bisschen!“.

Hand oder Übungen zum Aufstehen. Und was hast Du gemacht, Christoph? Steigt aus dem Rollstuhl aus, will zum Klo laufen und bumm, da haut es Dich voll um.

Es gibt da immer diese zwei Seiten: Auf der einen Seite solltest Du das nicht, und das hat sicherlich auch einige Beulen gegeben, und als wir damals Tennis gespielt haben einen Bänderriss oder was es sonst noch so alles gab, das waren schon Rückschläge.

Auf der anderen Seite ist dies genau der Punkt gewesen, genau das, dieses Mehr als Du eigentlich solltest, das hat Dich letztendlich auch dahin gebracht, wo Du heute stehst.

Das können wir nicht im strengen Sinne beweisen, das ist klar. Aber wenn ich Dich jetzt so anschau, ist dieses immer Über-das-Maß-Hinausgehen genau das gewesen, was Dich nach vorn gebracht hat.

Wenn Sie (an die Studierenden gerichtet, Anm. durch d. Verf.) sich das so vorstellen können, Christoph mit seinem ausgeprägten Willen, ich weiß nicht, ob Sie das schon so heraushören können, sich zu widersetzen.

Ich bin ja in diesem Reha-Team gewesen, ich war der Einzige, der gesagt hat „Lasst ihn das doch machen!“ Vielleicht müsse er diese Abschlussprüfung einfach machen. Und die anderen haben alle, fast kollektiv gesagt, er werde da auf die Schnauze fallen.

Ich habe immer gesagt, „Lassen wir ihn doch machen!“ Es ist vielleicht genau der richtige Weg. Wenn er es schafft, ist es gut. Wenn nicht, dann haben wir immer noch andere Möglichkeiten.

Du hattest Deinen eigenen Kopf, das war durchgängig. Letztendlich hast Du Dich durchgesetzt.

C. Kuonath: Anfangs in der Reha habe ich sicherlich auch von den Leuten profitiert, die damals da waren. Es gab Leute, die waren zwei Jahre oder noch länger in der Einrichtung. Die Erfahrungen in Gesprächen wurden weitergegeben „Was hast Du? Was habe ich? Wie war das bei Dir? Was hast Du alles gemacht? Wie ist es bei Dir verlaufen?“.

Da habe ich sicher von manchen Erfahrungen profitieren können. Später, als ich dann immer länger dort war und neue Leute kamen, konnte ich dann dem einen oder anderen etwas weitergeben, Hilfestellungen, von denen ich sicher auch profitiert habe.

- Meine große Stütze war mein Umfeld, meine Eltern, Familie, Freunde. Das andere war der eiserne Wille, Glauben, Hoffnung und irgendwo Geduld. Dies waren meine Grundeigenschaften, die vorher als Schaffer schon ausgeprägt waren, die mir geholfen haben und die mich vorwärts gebracht haben. Wenn ich die nicht gehabt hätte oder wenn ich anders gewesen wäre, wäre ich wahrscheinlich nicht wieder so wie jetzt.
- Studierende:** Hast Du denn daran gezweifelt? Trotz Deines Willens gab es doch sicher irgendwelche Löcher. Hast Du Dich denn da selber herausgeholt oder hat Dir jemand dabei geholfen?
- C. Kuonath:** Teils, teils. Gespräche mit der Familie, allein, ganz allein schaffst Du das nicht. Ungewohnte Umstände, ungenaue Zukunft, weil Du nicht weißt, was aus Dir wird. Klar, Du haderst.
- Wenn dann Familie oder auch Therapeuten, zu denen Du Vertrauen aufbauen kannst, wenn das über mehrere Wochen und Monate geht, die unterstützen Dich. Du besinnst Dich dann vielleicht wieder auf das, was Du eigentlich willst. Das war ein Zusammenspiel vieler Faktoren.
- Ich habe sicherlich auch ab und zu vor dem Abgrund gestanden, weil mich die Zweifel fast aufgefressen haben, gehadert: „Warum ich, warum jetzt, warum so?“
- Aber letztendlich bin ich immer wieder da rausgekommen, immer in der Phase des Zweifels, da konnte ich machen und trainieren, wie ich wollte, und es ist gar nichts passiert. Sobald ich aber dann wieder auf meine vielen Fragen Antworten hatte, die Zweifel für's Erste abgewendet waren, kam der nächste kleine Fortschritt.
- Immer sobald ich geistig nicht frei war, mich irgend etwas beschäftigt hat, ist gar nichts passiert. Es sind immer kleine Etappen, auch zeitlich gesehen.
- Studierende:** Wie lange hat das denn insgesamt gedauert, also die Zeit vom Krankenhaus bis zur Entlassung aus der Reha?
- C. Kuonath:** 15 Monate. Was aber nicht heißt, dass ich nach der Entlassung aus der Reha so war wie ich heute wieder bin.
- Mir war schon damals klar, dass die Zeit der eigentlichen Reha erst mit dem alltäglichen Leben beginnt. Reha im geschützten Rahmen, wo Du alles hinterhergetragen bekommst und Dir nichts wirklich passieren kann, da musst Du Dich ja noch beweisen.
- Ich habe vorhin gesprochen von der kaufmännischen Berufstherapie, die es da gab. Auch da habe ich mich wieder durchgesetzt. Nein, ich werde jetzt Landwirt, ich mache jetzt eine Weiterbildung innerhalb meines Berufes.
- Wenn ich das schaffe, habe ich letztendlich mehr, viel mehr Möglichkeiten als in dieser Branche, wo es arbeitsmarkttechnisch schwierig ist, zumal ich mich da eh nicht heimisch fühlen würde.
- Ich habe mich durchgesetzt, war dann an der Fachhochschule in Nürtingen und habe da den Techniker für Landwirtschaft in einem Studium in vier Semestern gemacht. Das wurde mir auch wieder nicht zugetraut.
- Ein paar Leute haben es mir aber zugetraut. Am Tag der letzten Prüfung habe ich genau die Therapeuten angerufen und habe denen, die mir es zugetraut haben, gesagt als Rückmeldung, „Danke für die Unterstützung“.
- Es war alles gut. Dann habe ich das in zwei Jahren durchgezogen, parallel aber noch für mich medizinische Therapien in Anspruch genommen, Verbesserungen stellten sich ein. Heute sind es nur kleine Fortschritte. Ob es in dem Sinne noch große motorische Fortschritte sind, kann ich schlecht sagen. Ich werde geschickter mit den Möglichkeiten, die ich habe, das habe ich mir im alltäglichen Leben angeeignet.
- Gut, was kann ich sagen, was habe ich noch für Handicaps? Bei der Feinmotorik eine deutliche Verlangsamung. Ich kann alles, aber langsamer halt. Aber mit dem kann ich leben.
- Die Umstellung von meinem Leben nach der Reha in das alltägliche Leben, auch Hochschulbetrieb, war hart. Ich habe schon Bedenken gehabt, ob der Schritt nicht doch zu groß würde. Eine eigene Wohnung fernab der Heimat, an der Hochschule, da habe ich gewusst,

da muss ich mich dann beweisen. Wenn ich das schaffe, dann ist selbständiges Arbeiten und Leben irgendwann einmal möglich.

Es hat gut funktioniert, in den Alltag des Lebens zu kommen. Es gab, glücklicherweise, eigentlich keine größeren Schwierigkeiten.

Studierende: Was haben Deine Eltern denn gesagt? Die müssen ja wahnsinnige Sorge gehabt haben. Erst Krankenhaus, dann Reha, dann ziehst Du aus.

C. Kuonath: Na ja, was heißt ausziehen? Ich bin jedes Wochenende Zuhause gewesen und auch ab und zu unter der Woche, ich wollte ja ein bisschen mithelfen.

Meine Eltern haben mich unterstützt bei dem, was ich mache. Sie waren eindeutig auch für meinen Weg, ich hatte sie auf meiner Seite. Sie haben das mit der Umschulung in den kaufmännischen Bereich auch so gesehen wie ich, dass ich mit meinen Vorkenntnissen in der Landwirtschaft mit dieser Weiterbildung bessere Chancen und berufliche Möglichkeiten habe als wenn ich nur Kaufmann wäre, zumal ich daran eigentlich kein großes Interesse hatte.

Sobald Du kein wirkliches Interesse an einer Sache hast, dann klappt das auch nicht. Das ist ja auch keine Voraussetzung für ein Leben, wenn Du etwas widerwillig machst, und das Dein ganzes Leben.

Also, die Unterstützung war da. Und als sie gesehen haben, es funktioniert, haben sie sich auch gefreut bei jedem Schritt, mit dem ich selbständiger wurde.

Gut, das muss ich noch dazu sagen, im Mai 1999, als ich aus der Reha entlassen wurde, bis Oktober, wie das Semester anfing, das war die Zeit, in der ich Daheim war. Das war Übergangszeit, aus der Reha entlassen und Studium anfangen. Das hätte unter anderen Umständen auch nicht funktionieren können.

In der Zeit habe ich mich dann wieder ein bisschen behaupten können. Dann ist das mit dem Autofahren wichtig geworden, da musste ich zum Gutachten wegen der Augen. Das war eigentlich die letzte große Hürde. Nachdem ich das gemeistert hatte, war es klar, dass ich diesen Schritt, den ich gehen wollte, auch gehen konnte. So hat sich das dann alles entwickelt.

Meine Eltern haben mir aber nie Druck gemacht in dem Sinne, dass ich wieder zurückkommen sollte in den Betrieb, sondern dass ich die Weiterbildung absolvierte, die ich eh gemacht hätte, wenn alles normal gelaufen wäre. Na gut, sie haben dann gesagt „Du kannst danach machen, was Du willst. Wenn Du körperlich wieder so fit wirst, dass Du das kannst, dann stehen Dir die Türen offen“. Druck von meinen Eltern war nie da, nur Unterstützung, so wie ich es gebraucht habe.

B. Sommer: Pause?

Lassen Sie uns zehn Minuten Pause machen. Lassen Sie den ersten Durchgang vielleicht einmal ein bisschen sacken.

(...)

Vielleicht kommen ja noch ein paar konkretere Fragen an Dich zu dem Thema *Rehabilitation im Alltag*, was Dich da beschäftigt, wann es denn wirklich losgeht, wie lange Reha überhaupt geht, ob das eine begrenzte Geschichte ist.

Lassen Sie jetzt ein bisschen sacken, dann setzen wir nach der Pause noch einmal an einem anderen Punkt an.

Das mit dem „Wurmschnitzel“, Christoph, um das kommst Du aber heute nicht herum.

Kennen Sie (an die Studierenden gerichtet, Anm. durch d. Verf.) das Wurmschnitzel? Wissen Sie, was ein Wurmschnitzel ist? Christoph, aber nicht alles verraten ...

C. Kuonath: Ja, es ging darum, als ich dann damit angefangen habe, mich damit zu beschäftigen, mit übergeordneten Themen, mit Sinnfragen, dem ganzen Ereignis einen Sinn zuzuschreiben, da haben wir uns irgendwann getroffen.

Er (Bernd Sommer ist damit gemeint, Anmerkung d. Verf.) war nicht mein zuständiger Sozialpädagoge. Ich habe aber herumgehaddert, das war auch eine Zeit des Zweifels, da habe ich mir überlegt, was der Sinn des Lebens sein könnte.

Der Sinn des Lebens kann ja nicht darin bestehen, dass man im wahrsten Sinne irgendwann in der Kiste 1,80 m tiefer liegt und als Nahrung für die Würmer dient, Wurmschnitzel.

B. Sommer: So ist der Kontakt zwischen uns entstanden. Ich bin früher immer angesetzt worden auf die echt harten Fälle, Fälle jetzt in Anführungszeichen, und Christoph war echt ein harter „Fall“. Ein harter „Fall“ in dem Sinne von, Du sagst das ja selber, dass Du total „durch den Wind“ warst.

Sie (an die Studierenden gerichtet, Anm. durch d. Verf.) können das ja jetzt nicht wirklich einschätzen, Christoph ist ja total fit. Aber ich kenne Dich ja aus der Zeit, in der Du total durch den Wind warst. Da hat ein Satz überhaupt nichts mit dem anderen zu tun gehabt. So müssen Sie sich das vorstellen.

So saßen wir draußen auf einer Bank, das war im Mai, sonnig, ähnlich wie jetzt, und da hast Du mir irgend etwas erzählt von Wurmschnitzel. Und ich habe immer gedacht, was ist das nur, was meint er nur damit. So wie es Ihnen gerade auch erging. Ich habe nicht herausbekommen, was er meint, Sargnagel, ich habe mir das dann zusammengebaut.

Das können Sie sich wahrscheinlich gar nicht vorstellen, zusammenhanglos, Wurmschnitzel, Sinn des Lebens.

So kam das Ganze auch in Gang. Das können wir nachher vielleicht noch einmal aufgreifen.

Jetzt machen wir zehn Minuten Pause.

(Pause in der Lehrveranstaltung)

B. Sommer: Ja, wir hatten es gerade in der Pause darüber, Sara, darf ich es sagen oder sagen Sie es selbst?

Studierende: Ich habe nur gesagt, dass ich es total faszinierend finde, Christoph, Dich so zu hören, weil ich mir das so gar nicht richtig vorstellen kann. Du bist ja so wie wir jetzt, ja, das ist unvorstellbar eigentlich. Ich finde das total faszinierend, das so zu hören, wirklich.

C. Kuonath: Ja, was bewegt mich, das zu machen? Erst mal, vor meiner Erkrankung wäre so was in diesem Rahmen, dass ich etwas von meinem Leben erzähle und von mir hergebe, undenkbar gewesen.

Ich musste mich im Laufe der Krankheit einfach öffnen. So viele Fragen, ich wusste nicht, wie es weiter gehen sollte, Zweifel.

Das kannst Du in einer solchen Situation gar nicht alles mit Dir selber ausmachen, also musst Du Dich öffnen, sei es erst mal in Gesprächen mit den Eltern, mit den Freunden im engeren Sinne und dann irgendwann geht es weiter mit den Therapeuten.

Ja, und irgendwann habe ich gesagt, ich habe am Anfang meiner Reha-Zeit von den Erfahrungen anderer Patienten profitiert. So will ich von mir jetzt etwas weitergeben und wenn es irgendwann mal jemand lesen oder hören will, dann hat sich die ganze Mühe schon gelohnt.

In Gailingen in der Reha gab es eine Schriftenreihe²⁸, da habe ich wie in einem Tagebuch einzelne Stationen aufgeschrieben, z.B. die Zeit im Rollstuhl, die ersten freien Schritte.

Als er (gemeint ist Bernd Sommer, Anmerkung d. Verf.) das mit dem Tagebuch-Schreiben mitbekommen hat, hat er gefragt, ob wir nicht einen Beitrag für die Schriftenreihe machen wollen. Das war eigentlich nur etwas für Therapeuten. Und ich möchte behaupten, so mancher obere Chef in Gailingen, dem hat das wohl gar nicht so gefallen.

B. Sommer: Warum nicht, Christoph?

C. Kuonath: Weil das gegen die Schulmedizin spricht. Ich weiß es nicht. Ich habe mit dem ja nichts zu tun gehabt. Das musst Du sagen.

²⁸ Damit ist die Schriftenreihe Jugendwerk - Beiträge zur Neurologischen Rehabilitation von Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen gemeint; vgl. auch KUONATH/SOMMER 1999 und SOMMER/KUONATH 2000.

B. Sommer: Was meinen Sie (an die Studierenden gerichtet, Anm. durch d. Verf.), warum das, was Christoph erlebt hat mit einzelnen Unterstützungspersonen aus dem Reha-Team, warum es nicht gern gesehen war, dass das als offizielles Schreiben herausgegeben wurde? Wir haben es ja gemacht, das ist ja alles niedergeschrieben und veröffentlicht worden. Warum war das nicht so erwünscht von medizinischer Seite? Was meinen Sie?

Studierende: Na, ich denke, sie haben ja am Anfang zu Dir gesagt „Sei froh, dass Du lebst“, „Sei froh, dass Du jetzt noch da bist, wo Du bist“. Und dann übertrifft derjenige, dem sie das sagen, die ganzen medizinischen Prognosen. So könnten sie ja vielleicht sagen, sie haben doch einen Fehler gemacht. Es ist vielleicht doch noch anderes möglich.

B. Sommer: Denken Sie (an die Studierenden gerichtet, Anm. durch d. Verf.) einmal an das *Medizinische Modell*. Sie müssen nicht denken, dass alle Mediziner so sind wie der beschriebene Oberarzt in der Akut-Klinik in Tübingen. Das ist ja schon auch extrem, was er gesagt hat, „es wird nie mehr etwas“.

Denken Sie auch einmal an das sogenannte *Defizit-Modell*²⁹. Wir predigen Ihnen ja ständig, dass wir auch nach den Stärken schauen müssen.

Einzelne Mitarbeiter in Gailingen haben auch zu Deiner Zeit, Christoph, die Defizite gesehen, aber auf der anderen Seite auch, was möglich sein kann bei einer bestimmten Form von Förderung.

(...)

C. Kuonath: Damals war das erstmalig.

B. Sommer: Deswegen durften wir auch nicht die Vorträge halten, da wären wir nie reingekommen. Es gab eine Vortragsreihe. Da sehen Sie (an die Studierenden gerichtet, Anm. durch d. Verf.) schon, da gibt es institutionelle Schranken und auch berufsständische Einstellungen. Letztendlich haben wir uns ja durchgesetzt.

C. Kuonath: Wir haben weitergemacht mit der Schriftenreihe. Wir haben Rückmeldungen erhalten, weil unser Band besser lief als alle anderen zusammen.

Wenn das, was wir geschrieben haben, jemandem hilft oder auch den Angehörigen, dann hat sich das alles gelohnt, die Erfahrungen weitergeben. Vielleicht kann jemand anderes davon profitieren, dass ich wieder etwas von meinem Glück und meiner Chance, von meinem Zurückkommen und Dankbarkeit zurückgeben kann.

Dann kam der zweite Beitrag in der Schriftenreihe irgendwann³⁰.

B. Sommer: Schauen Sie (an die Studierenden gerichtet, Anm. durch d. Verf.), ich ermuntere Christoph immer wieder, weiterzumachen. Aber Du, Christoph, bist in Arbeitszusammenhängen drin wie Sie auch.

Stellen Sie sich einmal vor, Sie machen neben Ihrem Studium oder Ihrer Arbeit in Ihren Praxiseinrichtungen noch irgendwelche Vorträge in Behinderteneinrichtungen, dann können Sie das vielleicht ungefähr einschätzen. Das können Sie nicht einfach so.

C. Kuonath: Falls sich die Möglichkeit ergibt, dass ich etwas von mir weitergeben kann, habe ich damit kein Problem. Wenn es sich irgendwie machen lässt, für das boxe ich dann wirklich auch im Geschäft, ob es geht oder nicht, das ist mir dann von der Priorität dann auch wichtig, dass ich etwas weitergebe, dann boxe ich einen Tag oder einen halben Tag frei, was ich sonst für andere Sachen, die vielleicht wichtiger wären, nicht machen würde.

Studierende: Wie geht der Arbeitgeber damit um?

C. Kuonath: Ich gelte heute noch als schwerbehindert, d.h. ich habe einen Schwerbehindertenausweis aufgrund der Restseh-Probleme und der Feinmotorik-Probleme. Das musste ich ja angeben.

Mein Chef belächelt mich immer, na gut, dadurch dass ich will und auch über dem Durchschnitt der Leistungen liege. Er jedenfalls sähe da keine Defizite. Ich definiere mich zum Teil auch über Leistung, ich bin mittlerweile ja körperlich und geistig der beste Mitarbeiter,

²⁹ vgl. MICHEL-SCHWARTZE 2002, 122-166, SOMMER 2006, 64 f.

³⁰ vgl. SOMMER/KUONATH 2000.

gleichzeitig strebe ich nach mehr. Der Chef lacht dann immer und sagt, er sähe da keine Defizite.

Als Schwerbehinderter kriegst Du ja ein paar Tage Sonderurlaub mehr, das ist das, was ihn am meisten stört. Das kann er nicht nachvollziehen. Der gute Mensch ist von der Persönlichkeit her so, der kann das überhaupt nicht einschätzen oder zuordnen.

Wenn ich zu dem sage, so und so ist es, zum Kollege eher, zumindest teilweise, aber der Chef? So wie ich menschliche Defizite und meine Fehler habe, so hat er das auf alle Fälle auch. Der kennt auch meine Meinung, die ich von ihm habe.

B. Sommer: Berichte doch noch einmal von den Prüfungen, die anstanden an der Fachhochschule in Nürtingen, da haben wir einmal telefoniert. Da habe ich Dich gefragt, Christoph, ob Du Dein Recht auf Sonderbedingungen, z.B. verlängerte Prüfungszeiten bei Deiner vorliegenden Schwerbehinderung, ob Du das auch ja in Anspruch nimmst. Und Du hast was gesagt ...

C. Kuonath: Nein.

B. Sommer: Natürlich hast Du „nein“ gesagt, „ich will gemessen werden wie alle anderen auch“. Da sind wir ja bei einem Reizthema, wir sind bei dem Thema Leistung.

Ich fasse einmal zusammen, ich weiß nicht, ob Sie sich das so vorstellen können: 15, 16 Stunden harte körperliche Arbeit, so hat Christoph immer gearbeitet. Volle Pulle, im Sommer dann noch mehr. Da war alles geballt, die halbe Nacht durch.

Und dann kommt so ein einschneidendes Krankheitsereignis mit seinen Folgeerscheinungen. Für mich ist das kein Zufall. Ich habe es nicht so mit Gott. Ich will Ihnen den Glauben und Gott nicht absprechen, aber das ist nicht zufällig. Das bedeutet etwas, finde ich.

Und Du, Christoph, Du hast Dich immer schon über Leistung definiert. Du warst der Beste in der Berufsschule, Du warst der beste Landwirt wahrscheinlich in Deinem Gebiet, Du konntest auf zwei Höfen arbeiten.

Das müssen Sie sich einmal vorstellen: Ausbildungsbetrieb volle Pulle, abends nach Hause kommen, vielleicht etwas essen, und dann noch einmal vier Stunden weiter arbeiten. Und nicht nur übergangsweise, das war Dauerzustand.

Und dann kommt so ein Ereignis. Meine Frage ist immer in diesem Zusammenhang: „Hast Du wirklich etwas gelernt?“

Jetzt machst Du Dein Gabelstapler-Fahren. Und dann frage ich immer: „Musstest Du dafür studieren, dass Du Stapler fahren kannst?“ Das machst Du ja jetzt auch schon mehrere Jahre.

Das andere ist, Du gehst dann nach Hause und hilfst auf dem elterlichen Landwirtschaftsbetrieb. Du kannst nicht mehr so, wie Du es willst, nicht ganz so, aber Du bist ja schon nahe dran.

Und für mich ist immer wieder die Frage aktuell: „Hast Du aus diesen Ereignissen wirklich Erkenntnisse ziehen können?“

Es hat auch etwas mit Überlastung zu tun gehabt, mit zu wenig Ausruhen, vielleicht zu wenig andere Dinge im Kopf haben. Immer nur Arbeit, Arbeit, Arbeit. Schnell schaffen auch und ja nicht auf sich aufpassen.

C. Kuonath: Ja, ich gehe mal davon aus, dass ich etwas gelernt habe. Ich hätte diese Erfahrungen lieber anders gemacht, nur das alles immer so umsetzen, so vernünftig sein und in der „Welle des Alltags“ immer hundertprozentig gegen den Strom zu schwimmen, das umzusetzen, ist mit Sicherheit nicht so einfach.

Ich habe eine Vision oder ein übergeordnetes Ziel gehabt. Ich wollte ganz klar, und das hat mich auch am Leben gehalten, die Vision umsetzen, zurück in den alten Beruf, den elterlichen Betrieb früher oder später übernehmen.

Heute ist wieder so eine Übergangszeit. Im Moment ist es Gabelstapler-Fahren, Silo und alles, was so zu meinem Tätigkeitsbereich zählt. Ganz klar, ich bin hoffnungslos überqualifiziert. Ich bin besser qualifiziert als mein Chef, dem könnte ich jederzeit gefährlich werden. Das weiß er, das ist aber gar nicht das, was ich will.

Ich hatte nach Nürtingen, nach der Weiterbildung, ich hatte viele gute Stellenangebote. Da wäre ich aber weg von Daheim gewesen. Dann wäre ich in anderen Regionen gewesen, da hätte ich sicher etwas gehabt, was mich fachlich und persönlich herausgefordert hätte. Es wäre interessant gewesen, aber da ich die Vision hatte, ich will hier, wo ich meine Wurzeln habe, da will ich das verwirklichen, was ich mir an Vorstellungen über den Betrieb gemacht hatte. Nicht woanders, deswegen hat sich das so ergeben, dass ich den Job noch mache, den ich gerade mache.

Ich brauche dieses körperliche Arbeiten, immer in Bewegung sein, aber es ist auf alle Fälle nicht mehr so kopflos. Es gibt auch Phasen, früher habe ich, z.B. wenn mir etwas nicht gefallen hat und es spät war, es aber noch erledigt werden musste, so nach dem Motto „Was Du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen“. Da hat alles picobello sein müssen.

Heute kann ich auch mal was liegen lassen, auch mal etwas vor mir herschieben. Das wäre früher nicht denkbar gewesen.

Ich habe am Anfang gewisse Grenzen gehabt, von der Leistungsfähigkeit her gesehen, hauptsächlich von der körperlichen Leistungsfähigkeit einen Rahmen, in dem ich mich bewege.

Habe ich mich außerhalb dieses Rahmens bewegt, es ging, kein Problem, ein Tag lang, vielleicht auch zwei, aber hinterher habe ich es dann die doppelte Zeit wieder tief bereut, indem eben nicht so viel ging.

Dadurch dass ich mich in meinem Leben immer in diesem Randbereich aufgehalten habe, habe ich diesen Rahmen langsam, aber sicher immer weiter nach außen schieben und damit vergrößern können.

Ob dies nun so alles richtig ist, ob dies für die Zukunft richtig ist, ich habe mir Veränderungen fest vorgenommen. Von daher komme ich der Umsetzung von dem, was ich weiß, und von dem, was ich will, immer wieder einmal vom bewussten Leben und dass ich alles nicht so selbstverständlich sehe, ein Stück näher.

Aber das ist, wie bei einer Krankheit auch, nicht abgeschlossen. Das wird das ganze Leben so weiter gehen, das wird mich noch ewig begleiten.

Heute will kein Mediziner noch groß etwas von mir wissen. Ich kann ja für mich auch noch zum Feierabend etwas trainieren. Von dem her denke ich, das begleitet mich mein Leben lang. Wenn es auch keine Fortschritte mehr gibt, muss ich schauen, dass zumindest das, was ich erreicht habe, dass das erhalten bleibt.

B. Sommer: Ich bin ja nicht überzeugt, dass Du wirklich Lehren gezogen hast. Aber das weißt Du ja, Christoph.

Eine Frage, die sich unmittelbar anschließt in diesem Zusammenhang, lautet: Hast Du Angst, dass noch einmal so etwas passieren könnte? Oder zumindest Sorge?

C. Kuonath: Die Angst war anfangs sicherlich groß, größer die Verunsicherung. Heute nicht mehr, die Mediziner haben zu mir gesagt, die Wahrscheinlichkeit, dass so etwas nochmals kommen könnte, ist so wie zwei Sechser im Lotto hintereinander. Das ist ja trotzdem eine geringe Wahrscheinlichkeit, aber am Anfang habe ich, das war so Mitte der Reha-Zeit, da hat mich das nicht wirklich beruhigen können.

Heute denke ich, nein, da ist die Wahrscheinlichkeit, dass sonst was passiert, viel größer, wobei ich heute, sei es beim Arbeiten oder privat, nicht mehr so risikofreudig bin wie früher. Ich sehe heute eher bei gewissen Arbeiten, die ein hohes Maß an Risiken besitzen, was alles passieren kann. Von daher stelle ich im Kopf den Hebel um, Vorsicht, und nicht schnell und kopflos, einfach hinein.

Ich sage ja, gelernt habe ich auf jeden Fall etwas, bloß das Umsetzen, das klappt nicht immer so, wie es ideal wäre.

Studierende: Wie entsteht denn so eine Entzündung im Gehirn? Weiß man das?

- C. Kuonath:** Bei mir wurde spekuliert, höchstwahrscheinlich Zecke, weil ich ja in meiner Lehrzeit auch viel im Wald aktiv war. Aber hundertprozentig ist das nicht belegt, da ich ja erkältet war. Ich bin eher ein robuster Typ, war fünf Jahre lang nicht krank gewesen. Der Hausarzt hat mir dann ein Antibiotikum gegeben, und dadurch hat sich der Erreger abgekapselt und verändert, so dass der hinterher nicht mehr hundertprozentig nachweisbar war. Das war das Problem. Und um dies herauszubekommen, hätte man meinen Kopf aufmachen müssen und eine Gewebeprobe entnehmen, aber da haben meine Eltern gesagt, „lieber nicht“. Das war auch in meinem Sinne. Klar hätte es mich interessiert, aber wenn ich heute ähnliche Fälle sehe oder lese, dann informiere ich mich darüber, weil es mich interessiert. Aber der Preis wäre mir zu hoch gewesen, wenn ich mich damals hätte im Koma entscheiden können oder müssen. Gut, eine Veränderung vielleicht noch zu dem Thema, was ich gelernt habe gegenüber früher. Zu der Zeit, als wir (gemeint sind Christoph Kuonath und Bernd Sommer, Anmerkung d. Verf.) uns kennen gelernt haben, zu der Zeit habe ich angefangen, mich zu öffnen, wo ich mich auch in Gesprächen geäußert habe. Ich bin jetzt so und so alt, ich bin beruflich, körperlich leistungsfähig, bin gut vorangekommen und alles, jetzt ruht halt gerade diese Seite, jetzt will ich mich auch einmal in geistiger Hinsicht, auch persönlichkeitsmäßig bilden, persönlich für mich in der Lebensordnung weiterkommen. Ich habe mich dann mit „höheren Dingen“ beschäftigt, sonst wäre das „Wurmschnitzel“ gar nicht zustande gekommen. Ich habe mich also mit Sinnfragen beschäftigt wie „Was kann der Sinn des Lebens sein?“ Der mögliche Sinn meiner Krankheit, einfach viele Fragen, auf die ich dann anfänglich versucht habe, Antworten zu finden. Da ging es um den Glauben, um nicht greifbare Dinge, einfach nur, an was zu glauben, wo man eigentlich drauf vertrauen muss, aber gar nicht greifen kann. Zum Glauben: Ich habe eigentlich immer gesagt, ja gut, ich bin in einer christlichen Familie aufgewachsen, das ist alles prima, aber irgendwo der richtige Kick, sage ich mal, hat mir dazu eigentlich immer gefehlt. Ich habe gesagt, ein Beweis, den ich greifen könnte, das wäre es für mich gewesen. Ich habe den mittlerweile, wenn ich denke, wie ich damals war, im Rollstuhl und alles. Du kannst noch so viel trainieren und Dich anstrengen, dass es bei mir wird, da haben die Ärzte ja schon Recht gehabt mit ihrer Prognose Pflegefall, das hätte ja auch passieren können. Ich schreibe den Erfolg meiner Reha mit Sicherheit nicht nur den guten Therapeuten oder meiner eigenen Initiative zu. Ich bin mir sicher, dass da oben irgend etwas ist, ob man das nun Gott nennt oder *Höhere Macht* oder wie auch immer, also ich bin davon überzeugt, dass da oben irgend etwas ist, dass dem Ganzen einen Segen gegeben hat, dass die Arbeit oder das Ganze auch fruchtet. Was viele Kranke beschäftigt, ist die Frage „Warum ausgerechnet ich?“ Diese Frage hat sich eigentlich für mich von Anfang an eigentlich gar nicht so gestellt. Ich finde es vermessenes, wenn man hadert, „Warum ausgerechnet ich? Warum soll es immer nur die anderen treffen?“ Ich habe das gleich mit einer Gegenfrage für mich beantwortet. Wer durch's Leben geht und meint, das könne ihm nicht passieren, Krankheit oder unverschuldetes oder verschuldetes Unglück, das finde ich ziemlich blauäugig. Statistisch gesehen, „Was kann alles passieren?“ Von dem her, diese Frage, die hat mich nicht großartig erschüttert.
- B. Sommer:** Gibt es noch eine Frage in diesem Zusammenhang von Ihnen?

Ich habe natürlich einen enormen Wissensvorsprung vor Ihnen, was die Lebensgeschichte von Christoph angeht. Vielleicht kann ich noch etwas anregen in diesem Zusammenhang.

Die Menschen, die heute hier als Seminar-Teilnehmer/innen sitzen, haben sich in der vergangenen Woche einmal in einen Rollstuhl gesetzt und sind in der Stadt herumgekurvt als Rollstuhlfahrer und mit einem Rollator auch, wo sich alle gesagt haben, das ist ja eher unüblich, das machen ja eher alte Leute oder zumindest ältere. Wir haben dann überlegt, was eigentlich letztendlich behindert ist.

Bist Du behindert, Christoph?

C. Kuonath: Zuerst einmal ist für mich Behinderung gesellschaftlich, auch für mich persönlich, negativ belegt, ein negativer Begriff.

Ich sage einmal, ich war behindert, ganz klar. Heute, zum heutigen Stand, fühle ich mich mit Sicherheit nicht behindert. Ich würde sogar soweit gehen, nicht einmal mehr eingeschränkt.

Was ist für mich behindert? Wenn jemand in seinem alltäglichen Leben irgendwelche Hilfe in Anspruch nehmen muss. Na gut, da kann man dann wieder definieren je nach Art und Weise, ob es in einer geschützten Einrichtung wäre oder selbständiges Leben außerhalb, der Grad der Behinderung.

Ich war sicherlich auch geistig behindert, auch wenn ich das von heute aus gesehen nicht so greifen kann. Wenn ich ein harter Fall war, für mich war es damals gar nicht klar, dass ich ein harter Fall war, das Bewusstsein war da gar nicht da, dass es um mich so schlimm stand.

B. Sommer: Was heißt „war“?

C. Kuonath: Und von dem her ist es schwierig für mich, das geistig behindert zu nennen. Ich glaube nicht, so wie vielfach gesagt wird, dass geistig behinderte Menschen von ihrer Umwelt nicht mehr viel mitbekommen.

Als ich im Koma war, habe ich auf irgendeine Art und Weise vertraute Personen und das, was um mich herum passierte, wahrgenommen.

B. Sommer: Wenn Du jetzt Leute in der Stadt oder irgendwo siehst, die im Rollstuhl sitzen oder mit einem Rollator durch die Gegend gehen - Was passiert dann in Dir? Junge Leute, nicht alte, so in Deinem Alter - Was passiert dann in Dir, gedanklich und gefühlsmäßig?

C. Kuonath: Das ist der Moment dann, wo ich wieder innehalte, wenn ich mal zur Ruhe komme, dann wieder für mich reflektiere und die Stationen meiner Zeit Revue passieren lasse. Ich sage in solchen Momenten dann zu mir: „Du solltest eigentlich intensiver leben“.

Z.B. zu meiner Rollstuhl-Zeit: Das Reha-Zentrum lag ein bisschen außerhalb. Man durfte eigentlich das Klinik-Gelände nicht verlassen, da war es natürlich für mich ideal, ringsherum Felder. Ich bin da immer mit dem Rollstuhl herumgefahren, eigentlich durfte man nur in Begleitung fahren.

Für mich bestand ein großer Fortschritt darin, als ich Ende 1998 dann wieder allein und selbständig von der Reha mit dem Zug zu mir Heim fahren konnte. Ich musste immer in Horb den Bahnsteig wechseln.

Wie man da ab und zu angeschaut wird, damals war ich 19. Du kommst da in so einem klapprigen Rollstuhl oder Rollator an, mit einer oder zwei Taschen beladen den Bahnsteig runter oder hoch, wie dumm Du da angeschaut wirst, das war unglaublich.

Ich glaube, in der ganzen Zeit, und das war dann oft freitags oder samstags heimfahren, sonntags wieder zurück, lass' es fünf Leute sein, die da auf mich zugekommen sind, die gefragt haben, ob sie mir helfen können, mir etwas hoch- oder runtertragen helfen.

Dementsprechend Äußerungen wie „Die heutige Jugend“ oder „Wieder zu schnell gefahren“, „Selber Schuld“ und so. Mir hat das nicht so viel anhaben können, aber ich könnte mir vorstellen, für manch einen, in anderer Weise sensiblen Rehabilitanden, als ich es damals war, könnte das schon ein bisschen schockierend sein.

Studierende: Mich würde es noch interessieren, wie Du Herrn Sommer kennen gelernt hast. Ich weiß nicht, ob das schon irgendwie herauskam, ob Sie jetzt von Anfang an sein Betreuer waren, das würde mich auch noch interessieren.

- C. Kuonath:** Jeder Patient hat einen Sozialpädagogen zugewiesen bekommen. Wir haben Sonntag abends immer den Therapieplan bekommen für die Woche. Innerhalb der Therapien hast Du Deine Therapeuten gehabt. Wenn Du sonst Probleme oder Schwierigkeiten über das Medizinische hinaus gehabt hast, dann war der jeweilige Sozialpädagoge zuständig. Ich hatte mit meinem ursprünglich zuständigen Sozialpädagogen kein Problem, aber als er (gemeint ist Bernd Sommer, Anmerkung d. Verf.) dann auf mich angesetzt war, befand ich mich gerade in der Phase, wo ich mich viel mit mir selber und mit Fragen nach dem Sinn wie auch mit weiteren Fragen beschäftigt habe. Darüber konnte ich mit meinem Sozialpädagogen nicht reden.
- Dann hat sich das einfach so entwickelt, dass er (gemeint ist Bernd Sommer, Anmerkung d. Verf.), obwohl er nicht für mich zuständig war, mich immer mal getroffen hat, wir uns ausgetauscht haben. So wurde das dann immer intensiver. Wir haben es dann ausgebaut in einer besonderen Form von Therapie oder wie auch immer.
- B. Sommer:** Ich habe die Potentiale von Christoph, und das meine ich jetzt wirklich ernst, schon damals erkannt. Wenn Sie mehrere Jahre in einem Bereich tätig sind, und das kennen Sie ja vielleicht auch schon, dann haben Sie einen Blick für Menschen. Sie müssen ja nicht immer richtig liegen, aber Sie nehmen schnell wahr, ob da Kontakt und Beziehung möglich ist oder nicht.
- Und vieles in der Reha läuft über die Schiene von Beziehung. Sie können professionell gut ausgebildet sein, machen das alles methodisch und technisch gut. Das ist die eine Schiene, und dagegen ist nichts einzuwenden.
- Aber gerade in dem Bereich Alltagsbetreuung und wenn die Leute abends von der Therapie in die Häuser zurückkommen, dann kommt es auf etwas anderes an. Das muss dann nicht fachlich gut sein oder methodisch „sauber“. Da stellen sich die jungen Leute vielleicht Fragen wie „Zu wem kann ich gehen, wenn ich etwas wirklich Wichtiges besprechen möchte?“. Solche Fragen stellen sie sich.
- Die Freunde sind nicht da, sie sind mitunter weit weg, manche Hunderte von Kilometern weg, die telefonieren immer fleißig, aber sie brauchen jemanden „vor Ort“.
- Und das merken Sie dann ziemlich schnell, wenn Sie ein bisschen Erfahrung haben, wer Ihnen so auf dieser Ebene begegnen kann.
- Und Du, Christoph, ich kann das gern noch einmal so sagen, Du warst wirklich „voll daneben“.
- Schau Dir einmal Deine Akte an, die kannst Du ja einsehen. Ich will jetzt keine Rangfolge aufbauen, aber Du bist jemand gewesen, der wirklich schwer krank gewesen ist, ohne dass Du das hast überblicken können. Aber alle, die den Blick dafür hatten, haben das schnell gemerkt. Nach zwei Sätzen schon.
- Das hat sich dann entwickelt nachher, eine ganz enorme Entwicklung, die Du durchgemacht hast. Gleichzeitig habe ich neben den Defiziten immer auch das versucht zu sehen, was vermeintlich an Stärken da war.
- Das ist nicht immer, so wie Sie es hier an der BA vielleicht kennen gelernt haben, nur Theorie.
- Wen Sie kennen lernen wollen, das hängt oftmals von kleinen Dingen ab. Finden Sie den Menschen sympathisch oder spricht dieser Mensch etwas in Ihnen an, wenn er etwas sagt? So war es bei uns auch. Es war anfangs eine rein professionelle Beziehung, ganz eindeutig, und auf der anderen Seite hat sich über dieses Professionelle hinaus etwas persönlich Verbindendes entwickelt.
- Ich habe gemerkt, da ist jemand, der, wenn er soweit ist, den anderen viel geben kann. Und das ist ja auch so, bis heute, dass wir immer noch und immer wieder kontinuierlich Kontakt miteinander haben. Diese Entwicklung war damals schon in Grundzügen absehbar.
- Das ist nicht oft. Deswegen sage ich ja, Christoph, Du bist die Verkörperung einer gelingenden Rehabilitation, wirklich jetzt, aber nicht als Objekt, sondern als Subjekt. Wenn Du

nicht so gemacht hättest, wie Du gemacht hast, dann würdest Du in der Tat nicht hier sitzen.

Mit allen Rückschritten, die dazu gehören. Es war absehbar. Ich glaube ja nicht so an die *Höheren Mächte*. Aber ich habe gedacht, wenn ein Rädchen so zu dem anderen passt, und wir geben uns Mühe, dann ist da jemand, der einiges für sein Leben herausholen kann. Und das in einer wirklich bedrohenden Situation, das geht nicht bei jedem. Man muss auch ein bisschen Glück haben.

Und noch einmal zu Ihrer Frage, der Kollege war weiterhin zuständig für Christoph, er hat auch die Berichte geschrieben, er wollte Christoph nicht abgeben.

Es wird in der Regel intern geschaut, wer von den Kollegen zu welchem Rehabilitanden passen könnte, auch in menschlicher Hinsicht.

Schauen Sie einmal, das was ich Ihnen ja auch des öfteren näher zu bringen versucht habe: *Beziehung vor Inhalt* steht ja im Hintergrund, ein Grundprinzip pädagogischen Arbeitens³¹. Das kann man nicht einfach so verordnen, aber Sie müssen auf welcher Ebene auch immer Kontakt herstellen, Beziehung aufbauen.

Und das gelingt manchmal gar nicht, das kennen Sie vielleicht auch. Sie kommen an jemanden überhaupt nicht heran oder der mag vielleicht auch nicht so richtig. Wir überlegen dann „Müssen wir anders ansetzen?“ oder es kommt eine andere Person ins Spiel.

Aber das ist in der Tat so. Sie sind mitten drin in Ihrem Leben, ein Jahr Studium, da passiert Ihnen etwas, auf das Sie nicht vorbereitet sind. Und dann wachen Sie auf in einer völlig anderen Welt, total abhängig, vollständig auf das Wohlwollen anderer angewiesen, die Sie anständig versorgen oder auch nicht, ob sie auf Ihre kleinen Zeichen der Kommunikation, wenn Sie nicht sprechen können, achten. Das hängt von so vielen Faktoren ab.

Ich weiß nicht, ob Sie sich da hineindenken können. Das hast Du, Christoph, ja alles durchlebt. Das ist keine Alterserscheinung, sondern das kann uns zu jeder Zeit unseres Lebens plötzlich widerfahren. Nur können wir uns das letztendlich nicht vorstellen.

Und da brauchen Sie Leute, die das, was da ist, verstärken. Das kann ein Ergotherapeut genauso wie ein Pädagoge, das ist kein klassisch pädagogisches Aufgabenfeld. Sie brauchen Menschen, die nicht an Ihnen herumdoktern wollen, sondern die schon sehen „Christoph will unbedingt seine mündliche Prüfung machen“, nicht nur machen, sondern er will als Bester abschneiden.

Da sagen manche, das ist ja völlig utopisch, „Was soll das?“, „Sieh zu, dass Du eine Umschulung machst!“, und andere sagen „Probiere es!“, „Bereite Dich gut darauf vor!“, „Sieh zu, dass Du einen guten Tag hast!“, „Ruhe Dich vorher gut aus!“

Man muss immer abwägen, was passiert im Fall, wenn es tatsächlich nicht gut geht, dann fangen wir Dich auf, oder aber wir unterstützen den selbst gewollten Weg.

C. Kuonath: Ich hatte eigentlich gar nichts zu verlieren. Die Prognose war, mit dem Arm wird sich nichts mehr tun. Laufen ja, das hat ja zu der Zeit halbwegs geklappt.

Wenn das mit der Prüfung klappen würde, dann gäbe das vielleicht noch einmal einen positiven Kick, dass ich das Gefühl bekäme, dass ich wieder wer bin, dachte ich damals bei mir. Vielleicht könnte ich davon profitieren und mir hat der Erfolg Recht gegeben. Nur Schulmedizin, das ist schon gut, aber das gepaart mit Erfahrungen von denen, die selbst einmal krank oder behindert waren oder sind und die berichten können über ihren Weg, das könnte es sein.

Hier den Weg zwischen richtig und falsch zu finden, das ist schwierig in der Situation. Jeder hat seinen individuellen Weg.

B. Sommer: Wie stellst Du Dir denn Deine Zukunft vor? Wie alt bist Du jetzt? 27. Jetzt schau mal nach vorne: Was passiert noch in Deinem Leben? Was soll passieren in den kommenden Jahren?

³¹ vgl. SOMMER 2006, 72 ff.

- C. Kuonath:** Das ist ein ganz wunder Punkt. Was stelle ich mir vor? Ich habe mir mehrere Wege oder Optionen offen gehalten. Irgendwann möchte ich, früher oder später, ich könnte mir durchaus vorstellen, in dieser Richtung mit Erfahrungen-Weitergeben, dass ich da tätig sein könnte.
- Zum anderen werde ich versuchen, sollten sich keine anderen Herausforderungen ergeben, auf dem elterlichen Hof mitzuarbeiten. Das aber wird bei der momentanen Situation eine richtige Herausforderung.
- Was habe ich sonst noch für Ziele? Gute Frage. Immer mal wieder wechselt das auch, da kommen irgendwelche Wünsche hinzu, dann lege ich Prioritäten wieder anders, es fällt wieder was weg. Ich bin, was das anbelangt, noch unsicher.
- Es gibt viele Möglichkeiten, aber ich dümpele so gerade vor mich hin.
- Studierende:** Du sagst, dass Du noch nicht genau weißt, was Du willst. Fühlst Du Dich geleitet durch Gott oder fühlst Du Dich beschützt in irgendeiner Weise?
- C. Kuonath:** Teils, teils. Einerseits macht mir das Angst. Ich habe im Prinzip immer noch zu wenig Vertrauen. Du kannst nicht alles in Deinem Leben immer aktiv beeinflussen. Es gibt Dinge, da kannst Du noch so viel wollen. Aber wenn der andere oder die Umstände das nicht wollen, dann klappt das halt nicht.
- Andererseits habe ich das Vertrauen, dass sich der richtige Weg auftun wird, dass ich meine Lebensaufgabe finden werde, dass das alles so seinen Sinn gehabt hat.
- Ich hoffe, dass sich irgendwann einmal mein Platz herauskristallisiert. Andererseits sollte ich vielleicht auch nicht nur vertrauen, sondern selbst meinen Teil, den ich dazu beitragen kann, um den Weg zu finden, auch aktiv beitragen.
- Es ist mit Sicherheit schwierig. Wer vertraut in der heutigen Zeit schon voll. Respekt vor denen, die sagen „das ist hundertprozentig meines“. Andere belächeln das, „ich werde geleitet, ich verlasse mich darauf“. Das sagen die wenigsten, so glaube ich.
- Was meinen Zukunftsplan angeht, da tue ich mich jedenfalls noch ein bisschen schwer, weil ich nicht abwägen kann, ob ich da ehrlich zu mir bin, ob ich nicht doch nur bloß zurück will zu meiner Vision, zu meinem Ideal, ob ich auch wirklich offen bin für andere Vorstellungen und Ideen.
- Wofür ich den Weg, den ich gegangen bin, gehen sollte, da bin ich mir nicht sicher. Und ich bin noch nicht so weit, dass ich sagen kann, ich bin offen für Neues, wenn es sich mir präsentieren würde.
- Vielleicht habe ich meine große Aufgabe schon gesehen oder kenne sie eigentlich schon, will sie aber gar nicht wahrhaben, weil ich vom Ideal her vielleicht etwas ganz anderes machen will.
- Das ist ein ständig fließender Prozess. Es ist im Prinzip wie mit der Verarbeitung von dem Ereignis Krankheit. Das grobe Gerüst der Krankheitsverarbeitung und -bewältigung steht. Es stand schon relativ früh.
- In dieser Veranstaltung heute habe ich durch manche Fragen in gewisser Hinsicht einen neuen Denkanstoß erhalten. Ich lerne wie alle anderen Menschen nie aus, das zieht sich durch das ganze Leben.
- Ich habe, wenn ich solche Veranstaltungen wie die heutige besuche, schon Vorteile vor manch anderen Patienten oder ehemals Behinderten.
- In meinem Freundeskreis war meine Krankheit eine Zeitlang Gesprächsthema. Ich bin durch das Ereignis und das Erleben ganz anders gereift, das hat mich in einer besonderen Weise geprägt. Ich habe mich ganz anders weiterentwickelt als alle anderen eben.
- Ich habe heute auch nicht mehr jeden Tag die Möglichkeit, so detailliert über das Ereignis, das mich ja heute noch beschäftigt, zu reden wie vielleicht mit Leuten, die sich in diese Situation in etwa hineinversetzen können, Erfahrungen mit Krankheit oder so etwas gemacht haben.

Für den Freundeskreis ist das Thema jetzt abgeschlossen, das damalige Ereignis. Da sind die wenigsten so weit, dass sie dies nachvollziehen können oder auf diesem Niveau, auf dieser Ebene Gespräche führen können.

B. Sommer: Gibt es denn von Deiner Seite aus noch etwas, was Du erzählen willst, Christoph? Mich interessieren immer besondere Erkenntnisse, z.B. „Was hat sich verändert von heute aus gesehen zu fünf Jahre zurück? Ist irgend etwas grundsätzlich anders geworden in Deinem Leben?“

Das interessiert mich immer, auch wenn Du das jetzt nicht „einfach so“ beantworten kannst.

C. Kuonath: Das ist nicht zu schwierig zu beantworten, sondern eher zu detailliert. Das grobe Gerüst steht, alles andere werde ich sehen.

Studierende: Wie war das für Dich nach der Reha, direkt wieder im Alltag? Genau die Zeit danach, als Du ins „kalte Wasser“ gesprungen bist, der Alltag hatte sich ja sicherlich verändert.

C. Kuonath: Alltag, das ist ein gutes Stichwort. Eine Woche vor meiner geplanten Entlassung aus der Reha ist mein Vater krank geworden, er war im Krankenhaus.

Da habe ich gedacht, so kurz vor dem Ziel, kurz bevor ich da herauskomme, jetzt kann doch meine Vision, zurück auf den Hof, nicht scheitern. Wenn mein Vater eventuell aufhören sollte, er war dann über meine Entlassung hinaus noch im Krankenhaus, das haben meine Therapeuten dann mitbekommen. Die haben dann gesagt, sie könnten ja eh sagen, was sie wollen. Wenn sie sagen würden, Du sollst nichts schaffen, das tust Du ja sowieso nicht.

Aber ich hätte versuchen sollen, und da habe ich sicher einen Fehler gemacht, langsam anzufangen, versuchen sollen meine Grenzen zu sehen, zu erkennen, was geht und was nicht geht. Und wenn es ginge, dann hätte ich mich immer noch langsam steigern können.

Ich habe halt aus der Situation heraus, die Situation war anders, ich habe gleich wieder voll gearbeitet, was dann dazu geführt hat, dass das in der ersten Zeit prima war, danach aber, es konnte ja auch nicht sein nach zwei Jahren Reha - Reha ist ja auch eine Form von Arbeit, aber eine ganz andere -, da war meine Belastbarkeit bei weitem nicht mehr so, wie ich das für einen normalen Alltag brauchte.

Deswegen hat das nicht mehr funktioniert. Und so war es ganz gut für mich, dass nachher das Studium an der Fachhochschule kam, weil das wieder eine andere Art von Schaffen war.

Wenn ich so überlege, die große Auszeit habe ich in meinem Leben in dem Sinn eigentlich noch nicht gehabt. Das muss bei mir alles nebenher gehen oder zwischendurch. Ich habe mich gefreut, dadurch dass ich das Wochenende immer heimgekommen bin, habe ich auch Kontakt mit dem Freundeskreis gehabt, das hat schon alles gut gepasst.

Wobei ich an dieser Stelle sagen kann, ich habe einen super Freundeskreis gehabt. Ich habe viele Mitpatienten kennen gelernt, die gar keine Freunde mehr bei sich Daheim hatten. Ich habe nicht einen einzigen Freund oder eine Freundin verloren, von dem her darf ich mich nicht beschweren.

Na gut, ich habe mir zu Zeiten der Reha oft vorgestellt, was ich machen würde, wenn ich wieder Zuhause wäre. Es kommt aber in der Regel alles ganz anders. Es war auf alle Fälle eine große Umstellung.

Du bist auf einmal wieder völlig selbständig für Dich verantwortlich, musst an Sachen denken, die andere vorher erledigt haben. Das ist schon eine immense Umstellung. Da habe ich schon auch Rückendeckung gehabt, sonst wäre die ganze Umstellung nicht so einfach gegangen.

Studierende: Vielleicht noch eine Frage zu Deinen Eltern. Wie sind die mit der Situation umgegangen? Das wird ja für sie auch ziemlich schwierig gewesen sein.

C. Kuonath: In der Akut-Zeit war das für meine Eltern natürlich der große Niederschlag. Das muss man sich so vorstellen: Erst bist Du weg, auf dem Lehrbetrieb. Sie haben ein Lebenswerk, von dem die Eltern wünschen, dass ihr Kind das weiter führt. Dann kommst Du heim,

- dann kommt gleich das große Ereignis. Die Unsicherheit, was wird, ob ich überlebe, wie ich überlebe, was werden soll, das war schon schwierig für sie.
- Studierende:** Wie haben Deine Eltern das psychisch verkraftet? Gerade wenn Du sagst, dass Dein Vater im Krankenhaus war.
- C. Kuonath:** Vielleicht war das auch die Sorge in der Anfangszeit. Wenn ich mal weggegangen bin, dann kam die Sorge, ob was passiert.
- B. Sommer:** Ist das Verhältnis zu Deinen Eltern durch Deine Krankheit und die Reha-Zeit anders geworden als es vorher war?
- C. Kuonath:** Ja, intensiver auf jeden Fall. Dadurch dass sie ja meine ersten Ansprechpartner waren, ich weiß auch nicht, ich hätte so wie zuvor außerhalb dieses Rahmens viele Dinge nicht meinen Eltern anvertraut.
Der Umgang, ich will nicht sagen, dass wir keine Meinungsverschiedenheiten haben, ist offener und intensiver geworden, irgendwie, die gegenseitige Wertschätzung auch.
Als ich die Prognose damals erhielt, dass nichts mehr gehen sollte, da habe ich eine Zeitlang gehadert, dass ich mich gefragt habe „Warum habe ich überlebt?“
Ich als hilfloser, unselbständiger Mensch, meine Eltern hätten sich gefreut über Hilfe auf dem Hof, so hatte ich es mir ja auch vorgestellt, und jetzt sollte ich da praktisch auch noch eine zusätzliche „Plage“ sein, nach der sie schauen müssen.
Damals habe ich gar nicht so genau realisiert, wie sehr ich sie mit dieser Aussage verletzt habe. Ihnen ist es natürlich lieber gewesen, ich überlebe, egal wie. Sie haben ihr Kind noch, als wenn es eben nicht so gut ausgegangen wäre. Das Eltern-Kind-Verhältnis ist ja eh etwas Besonderes, das schweißt schon eher zusammen.
- B. Sommer:** So, ich würde Ihnen vorschlagen, dass wir an dieser Stelle stoppen. Wenn Sie weiter nachdenken würden, kämen Ihnen sicherlich noch viele Fragen in den Sinn.
Wie geht es Dir gerade, Christoph? Du siehst nicht so abgearbeitet aus wie wir. Da sehen Sie einmal das, was ich Ihnen ja schon des öfteren gesagt hatte: Die Menschen, die solche Ereignisse er- und überlebt haben, die sind die Experten in eigener Sache, hier sehen wir ein leibhaftiges Zeugnis davon.
So, wir sind jetzt am Ende unserer Veranstaltung angelangt. Es gäbe gewiss noch viele Themen anzusprechen.
Sie können aber, wenn Sie dies wollen, wenn Sie noch etwas nachfragen wollen, den Kontakt zu Christoph zu jeder Zeit über mich herstellen. Das ist völlig unproblematisch. Das haben wir schon immer so gehandhabt.

2.2.3. Zusammenfassung und Versuch einer vorläufigen Einordnung

Christoph Kuonath wirkt an unterschiedlichen Lehrveranstaltungen an der Berufsakademie Villingen-Schwenningen mit. So nimmt er neben der Lehrveranstaltung *Krankheitsverarbeitung und Behinderungsbewältigung* im Frühjahr des Jahres 2000 in den Folgejahren regelmäßig an Sitzungen im Rahmen von Lehrveranstaltungen in den Studienbereichen Sozialwesen und Sozialwirtschaft teil, in denen seine Lebensgeschichte einen Teilbereich des übergeordneten Themas *Behinderung und Rehabilitation* darstellt.

Seit dem ersten Gespräch vom November 2000 sind nunmehr nahezu sechs Jahre vergangen, in denen Christoph Kuonath wichtige Lebensentscheidungen habe treffen müssen.

Nach dem erfolgreichen Absolvieren seines Weiterbildungsstudiums zum Agrartechniker an der Fachhochschule in Nürtingen im Jahre 2001 ist er als verantwortlicher Silo-Meister in einer großen Agrargenossenschaft in der Nähe seines Heimatortes in der Nordschwarzwald-Region beschäftigt.

Die aktuelle berufliche Situation stellt Christoph Kuonath so dar, als er verantwortlich sei für seine Arbeit als Silo-Meister, gleichzeitig alle anfallenden Arbeiten des landwirtschaftlichen Geschäftes erledige und zugleich seinem Hobby fröne, das aus der Mitarbeit auf dem elterlichen Landwirtschaftsbetrieb bestehe.

Um die Seminar-Teilnehmer/innen in die Thematik *Biographie und Behinderung* einzuführen, gibt Christoph Kuonath in der erforderlichen Kürze einen Überblick über den Ausbruch seiner Krankheit, über die medizinische Erstversorgung und seinen Aufenthalt in den Akut-Krankenhäusern, über seine Zeit der Stationären Rehabilitation im Hegau-Jugendwerk Gailingen sowie über sein Weiterbildungsstudium zum Agrartechniker und seine derzeitige berufliche und private Lebenssituation.

Im Rahmen dieser Erzählungen entwickelt sich ein Gespräch zwischen Christoph Kuonath und den an der Veranstaltung teilnehmenden Studierenden, in dessen Zuge unterschiedliche Bereiche thematisiert werden: die Zeit des Komas, die ersten Wahrnehmungen nach Erwachen aus dem Koma, die Unterstützung durch Eltern und Freunde, das allmähliche Realisieren von ernsthaften Krankheits- und Behinderungsfolgen, die Auswirkungen der akutmedizinischen Versorgung, Begegnungen mit professionellen Mitarbeitern in den Akut-Krankenhäusern, erste und weitergehende Fortschritte in der Stationären Neurologischen Rehabilitation, das nachträgliche, erfolgreiche Ablegen der Prüfungen zum Landwirtschaftsgesellen, Begegnungen, Freundschaften mit jugendlichen Mitpatienten/Rehabilitanden, Entlassung aus der Stationären Rehabilitation, zeitweiliges Mitwirken auf dem elterlichen Bauernhof, Weiterbildungsstudium an der Fachhochschule Nürtingen und aktuelle berufliche und persönliche Lebenssituation.

Was auffällt an den Erzählungen des Christoph Kuonath sind weniger seine außergewöhnliche Eloquenz oder die Qualität angesprochener inhaltlicher Schwerpunktthemen, sondern eher die Art und Weise, die Intensität und die wahrnehmbare gedankliche Tiefe wie auch die selbstkritische Reflexion des eigenen Denkens und Handelns.

Christoph Kuonath befindet sich im Jahre 2006 auf einem qualitativ völlig anders anzusiedelnden Reflexionsniveau als zu Zeiten des ersten Gesprächs vom November 2000, was die Beschreibung und Bewertung der lebensbedrohenden Krankheit, der Folgeerscheinungen und Auswirkungen sowie der Entwicklung weitergehenden Zukunftsvorstellungen angeht³².

Christoph Kuonath beschreibt seinen individuellen Weg, in dessen Rahmen er nach eigenen Aussagen auf verlässliche Stützen aufbauen könne: Zum einen auf ein stabiles, unerschütterliches soziales Umfeld mit Eltern, Familie und Freunden, zum anderen auf die ihm innewohnenden Tugenden und Charaktereigenschaften eiserner Wille, Glaube, Hoffnung und Geduld.

Gleichzeitig sieht Christoph Kuonath auch den prägenden Einfluss außenstehender Personen wie beispielsweise den von Therapeuten/innen in der Stationären Neurologischen Rehabilitation, den er jedoch nicht unkritisch beschreibt.

Über den Weg von Gesprächen mit jugendlichen Mitpatienten, Therapeuten, Freunden und Bekannten, aber auch aus unterschiedlichen Veranstaltungen, in denen er der interessierten (Fach-)Öffentlichkeit Zusammenhänge von *Biographie und Behinderung* am konkreten Beispiel seiner Lebensgeschichte nahe zubringen sucht, ist Christoph Kuonath zu der Erkenntnis gelangt, seine Erlebnisse, seine zum Teil schmerzhaften, aber auch befreienden Erfahrungen anderen Menschen, die als direkt Betroffene oder als Angehörige ähnliche Lebensschicksale durchlaufen, weitergeben zu wollen.

Die Christoph Kuonath aktuell beschäftigenden Fragen wie beispielsweise die, ob er den elterlichen Hof übernehmen oder sich anderen beruflichen Herausforderungen stellen solle, ob er sich in seiner derzeitigen beruflichen Anstellung nicht hoffnungslos überqualifiziert fühle und sich weit unter Wert verkaufe, sind Fragen, die sich junge heranreifende Erwachsene grundsätzlich in der Phase des Etablierens in einem Beruf stellen, die folglich nicht in unmittelbarem Zusammenhang mit seiner Krankheit und den daraus resultierenden Folgen stehen (müssen).

Eindeutige Fortschritte im Sinne von auch von außen wahrnehmbaren Entwicklungen lassen sich in dem Denken Christoph Kuonaths ausmachen, was seine Einstellung zum Glauben betrifft. In als religiös oder auch philosophisch zu bezeichnender Weise reflektiert Christoph Kuonath die Grundlagen seines Denkens und seines Lebens schlechthin.

³² vgl. Kap. 2.1., S. 10 ff. des vorliegenden Bandes.

Auf die „Frage der Fragen“, ob er aus den seine Existenz bedrohenden Krisenerlebnissen der vergangenen Jahre wirklich gelernt und dementsprechend richtungsweisende Erkenntnisse gezogen habe, antwortet Christoph Kuonath in der ihn charakterisierenden Weise, er habe in gewisser Hinsicht gelernt, diese Denkergebnisse und Reflexionserkenntnisse jedoch nicht wirklich in seinem aktuellen Leben verankern können.

Als ein Beispiel dieser immer wieder beobachtbare ambivalenten Haltung Christoph Kuonaths mag hier die Einsicht angeführt werden, Arbeit nicht als das Zentrum des Lebens anzusehen und gleichzeitig doch außerberufliche Themen in den Hintergrund zu stellen.

Christoph Kuonath sei die Gefahr bewusst, dass er über den Normalisierungsprozess, den er seit Jahren in verschiedenen Bereichen seines Lebens durchlaufe, vieles als selbstverständlich ansähe, was er sich über hartes Training und Entbehrungen erst habe ermöglichen können.

Innehalten-Können, dies scheint im Denken und Leben des Christoph Kuonath eine neue Qualität darzustellen. Auch die Fähigkeit, bewusst leben, nicht alles als selbstverständlich nehmen, selbstkritisch nachdenken und reflektieren zu können, sich freuen zu können an Kleinigkeiten, Begegnungen mit Menschen bewusst wahrnehmen und in fortschreitendem Maße auf Gott oder eine *Höhere Macht* vertrauen zu können, der/die die Geschehnisse der Menschen mitbestimmt - dies alles sind Meilensteine im Leben des Christoph Kuonath, das als Inbegriff einer gelingenden Rehabilitation bezeichnet werden kann.

2.3. Zum Stand von *Rehabilitation im Alltag* im Dezember 2006

2.3.1. Einführung

Im folgenden werden Ausschnitte aus einem weiteren Gespräch von Christoph Kuonath und Bernd Sommer wiedergegeben, in dessen Rahmen der aktuelle Stand der Erkenntnisse zum Themenbereich *Biographie und Behinderung* am Beispiel des Krankheitsverlaufes, der sich anschließenden Rehabilitation und der Bemühungen um Wiedereingliederung von Christoph Kuonath in soziale, berufliche und gesellschaftliche Zusammenhänge thematisiert werden³³.

Im Zentrum dieses Gespräches stehen weniger die bereits beschriebenen Prozesse von *Krankheitsverarbeitung* und *Behinderungsbewältigung*³⁴, sondern eher das Thema *Rehabilitation in und durch den Alltag*.

Christoph Kuonath ist in diesem Rahmen dazu aufgerufen, seine Bewertungen, seine Deutungen und seinen aktuellen Erkenntnisstand aus heutiger, gegenwärtiger Sicht zu beschreiben.

2.3.2. Gespräch zum aktuellen Stand im Jahr 2006

B. Sommer: Wir wollen uns heute unterhalten nicht so sehr über Deine damals akute Krankheit, nicht über Stationäre Rehabilitation, sondern eher über das, was nach Deiner Entlassung aus der Stationären Rehabilitation geschehen ist. Wir haben diese Phase als *Rehabilitation in und durch den Alltag* bezeichnet.

³³ Dieses Gespräch findet am 07. Dezember 2006 in den Räumlichkeiten der Berufsakademie Villingen-Schwenningen statt und wurde in seinem vollständigen Wortlaut auf Tonband aufgezeichnet.

Das in Kap. 2.3.2. des vorliegenden Bandes transkribierte Gespräch ist der besseren Lesbarkeit willen um Füllwörter aus den mündlichen Berichten verkürzt worden; auch wurden Wörter, die ausschließlich in Dialektform benutzt wurden, in hochdeutsche Schriftsprache übersetzt.

Bei in der Transkription mit Klammern (...) gekennzeichneten Textstellen wurden von dem Verfasser Auslassungen vorgenommen.

³⁴ vgl. KUONATH/SOMMER 1999, SOMMER/KUONATH 2000, 2001 a.

Das soll heute das Schwerpunkt-Thema sein, nahezu neun Jahre nach Ausbruch der Krankheit, über sieben Jahre nach Ende der Stationären Rehabilitation.

Zu der ersten Frage an Dich, was die Rückschau von heute aus angeht: Neun Jahre zurück, lebensbedrohende Krankheit - Musstest Du das durchleben, was Arbeit, Leistung, Beruf angeht, damit Du zu einem gesunden Maß, so haben wir das des öfteren genannt, kommen konntest?

- C. Kuonath:** Aus heutiger Sicht würde ich ganz klar und unumwunden sagen „ja“ und „nein“.
Was dafür spricht, in erster Linie, dass es auch andere Dinge, andere Themen gibt, die im Leben wichtig sind außer Arbeit. Ich war damals sehr fixiert auf meinen beruflichen Werdegang, ohne mich persönlich oder privat zu entwickeln.
Von dem her würde ich klar sagen, da war das wichtig als Notbremse, wobei ich mich sicherlich auch ohne diese Krankheit hätte weiterentwickeln können, aber sicher nicht in diesem Maße, vor allem auch nicht so breit gefächert, wie es dann tatsächlich geschehen ist. Mein Tätigkeitsfeld hat damals viel zu wenig Spielraum für die persönliche Entwicklung gelassen.
Was dagegen spricht, das ist klar. Habe ich das gute Maß mittlerweile dadurch gefunden? Ich würde von heute aus eher sagen „nein“. (...)
Dadurch dass heute ein zweiter Job dazugekommen ist, die Erwartungen und Ansprüche von mir selber an mich nach wie vor in höchstem Maße vorhanden sind, aber mittlerweile auch vom Umfeld, da das Umfeld denkt, nun hat er das gemeistert und mittlerweile sieht man ihm nichts mehr an, ich die Erwartungshaltung von außen auch spüre, ich daraufhin meine Erwartungen noch höher schraube, an diesen Erwartungshaltungen scheitere ich heute eher. Das ist auch immer wieder ein Punkt, an dem ich Zweifel habe und unzufrieden bin.
Dabei sage ich zweifelsohne, dass ich heute auf körperliche Warnsignale höre und dann eher einmal langsamer mache, wo ich früher eher noch einen Gang oder zwei hochgeschaltet habe. Dabei habe ich damals alle Zeichen ignoriert.
Heute mache ich eher eine Pause, obwohl dies gegen meine eigene Erwartungshaltung spricht, aber ich mache es trotzdem.
Sicher bewege ich mich immer wieder auch über meinem Rahmen. Wenn ich dann aber nach so einer Phase wieder zurückschalte und langsamer mache und mich erhole, dann finde ich das eigentlich so in Ordnung. Ich brauche das auch ein Stückweit.
- B. Sommer:** Was hätte denn, einmal abgesehen von Krankheit, passieren müssen, damit Du von Deinem Leben, das aus reiner Arbeit bestand, hättest wegkommen können? 18 Stunden Arbeit am Tag, und das auf Dauer - Hätte da auch noch etwas anderes passieren können?
- C. Kuonath:** Gut, das Ereignis fand zu einer Zeit statt, an dem eh eine Wende oder Veränderung in meinem Leben anstand. Ich war damals kurz vor Ausbildungsende zum Landwirt. Ich wollte die letzte Phase der Lehrzeit auf dem elterlichen Betrieb verbringen und da habe ich schon im Vorfeld angemeldet, dass ich so auf Dauer nicht weitermachen wollte.
Damals hatte ich praktisch auch zwei Jobs inne in der Ausbildung: auf der einen Seite den landwirtschaftlichen Ausbildungsbetrieb und auf der anderen Seite den Forstbetrieb.
Es war für mich klar, dass ich dies nicht so weiterführen würde. Ich wollte mich intensiv auf meine Abschlussprüfungen vorbereiten und wieder den persönlichen Bereich, den Freundeskreis mehr pflegen, den ich praktisch während der ersten beiden Jahre der Ausbildung vernachlässigt bzw. komplett bis auf null gefahren habe, dass ich da wieder etwas verändern wollte.
Ich war in einer persönlichen Entwicklung, aber inwiefern die dann auch so breit angelegt worden wäre wie über die Zeit von Krankheit und Rehabilitation, das ist Spekulation, das ist schwierig zu beurteilen, inwiefern es da weitergegangen wäre.
- B. Sommer:** Leiten wir einmal über zu der zweiten Frage. Für was steht, aus heutiger Sicht betrachtet, die Krankheit damals oder wie deutest Du von heute aus, neun Jahre nach Aus-

- bruch der Krankheit, sieben Jahre nach Ende der Stationären Rehabilitation, die Krankheit in der Rückschau?
- Du hast ja bereits angedeutet, dass die Krankheit für Dich eine bestimmte Funktion hatte. Wie siehst Du das von heute: Ist die Krankheit heute noch ein Thema? Wie macht sich dies bemerkbar? Denkst du viel an die Krankheit oder wovon hängt das ab?
- C. Kuonath:** Meine Gedanken gehören heute leider nicht mehr so diesem Ereignis. Dadurch dass ich aber noch die eine oder andere kleinere Einschränkung habe, wird es mir ja praktisch täglich wieder vor Augen geführt, wobei ich aber durch die lange Zeit schon ein gewisses Maß an Abstand habe.
- Für was steht Krankheit heute? Aus dem Rückblick betrachtet ist Krankheit heute für mich nicht nur Vernichtung, für mich steht Krankheit heute auch als eine Art zweite Chance.
- Die Bedeutung von jedem Ereignis, das negativ belegt ist, kann man auch umkehren, aus dem kann man etwas mitnehmen, etwas gewinnen oder gestärkt hervorgehen.
- Ich deute heute dieses Ereignis so, dass es sicher für mich in diesem Leben eine Aufgabe geben wird, die ich entweder noch nicht gefunden habe oder noch nicht als eine solche akzeptieren kann. Ich gehe einmal davon aus, dass es eine Aufgabe geben muss, für die ich genau das habe durchleben müssen, was ich durchlebt habe.
- B. Sommer:** Hast Du eine Idee, was diese Aufgabe sein könnte?
- C. Kuonath:** Da hänge ich total in der Luft. Ich glaube, ich mache mir inzwischen, was diesen Punkt angeht, selbst etwas vor. Ich bin noch nicht so weit.
- Ich bin mittlerweile an einem Punkt angekommen, an dem ich weitere Aufgaben oder Ideen angehen könnte oder sollte. Aber was dies konkret sein könnte oder wo dies ist, da habe ich keine Vorstellung. In dieser Hinsicht will ich nicht spekulieren, sondern ich werde dies auf mich zukommen lassen.
- Auf alle Fälle bleibt das Ereignis eine Art Warnung für mich. Damals war das Leben sehr geprägt von Arbeit, auch wenn ich sagen muss, auch das hat mich erfüllt, mich stolz und zufrieden gemacht. Von dem her kann ich nicht sagen, dass ich diese Zeit im Nachhinein ablehne.
- Diese Zeit ist mir sehr wohl wichtig und gibt mir auch heute noch viel, aber aufgrund der Erfahrungen ist meine Erwartungshaltung, dass ich wieder dahin kommen will, wo ich einmal war oder gar noch einen oder zwei drauf setzen will.
- Mein Leben bewegt sich wieder mehr im alten Fahrwasser. Die Geschichte ist so weit verarbeitet, aber das, was ich gedacht habe, was ich herausgezogen habe, die Umsetzung von meinen Erfahrungen und Erkenntnissen in den Alltag, da tue ich mich, so würde ich dies beschreiben, schwer.
- B. Sommer:** Gibt es in Deinem Leben ganz konkrete Erkenntnisse, die Du aus diesem langen Weg gewonnen hast? Krankheit, Rehabilitation, mittlerweile sieben Jahre nach Ende der Stationären Rehabilitation - Gibt es da für Dich konkrete Erkenntnisse, was Du jetzt aus der ganzen Geschichte gelernt hast?
- C. Kuonath:** Auch wenn es manchmal auf den ersten Blick so aussieht, man darf jemanden nie komplett abschreiben. In meiner Sicht gibt es Dinge - inwiefern man dies jetzt mit Glaube oder Mächte in Verbindung bringen will, lassen wir jetzt einmal dahin gestellt -, aber es gibt auf jeden Fall Dinge, die sind unerklärlich, bei denen nicht nur unser Zutun gefragt ist, sondern die einfach geschehen.
- Von daher kann ich ähnlich betroffenen Menschen immer nur Hoffnung machen. Der Bekannten- und Freundeskreis muss unterstützen, nichts ist aus meiner Sicht hoffnungslos.
- Was ich noch erkannt habe, das sind eher die kleinen Dinge, die wir bereits des öfteren beschrieben haben, gewisse Dinge, die vorher für mich normal waren, die vorbeigelaufen sind im Alltag, die genauere Wahrnehmung vom Umfeld, Alltag, Leistungsdruck hin und her, dass man auch einmal um sich schaut, was tut sich eigentlich in meinem Alltag um mich herum und neben mir.

Ich denke, ich muss nicht in die weite Welt reisen, wenn ich helfen will. Ich denke, wir können vor unserer eigenen Haustür heutzutage schon anfangen.

B. Sommer: Wenn Du jetzt außenstehenden Menschen beschreiben solltest, was *Rehabilitation im* und *durch Alltag* bedeutet - Wie würdest Du das machen, was ist das für Dich?

Während dies im Unterschied zu Ambulanter oder Stationären Rehabilitation ja eher ein ungewöhnlicher Begriff ist, haben wir diesen Begriff Rehabilitation im Alltag des öfteren verwendet. Kannst Du das einmal aus Deiner Sicht beschreiben?

C. Kuonath: Stationäre Rehabilitation hat in meinem Fall zuerst einmal die Chance eröffnet, überhaupt zu dem Bereich *Rehabilitation in* und *durch den Alltag* zu kommen.

In der Stationären Rehabilitation stand nicht wie bei anderen die berufliche Wiedereingliederung im Vordergrund, sondern bei mir ging es rein um die medizinische Seite, zumindest aus meiner Sicht.

Ich habe ja eh einen anderen Weg gewählt als den, der mir von Seiten des Rehabilitationszentrums vorgeschlagen wurde.

In der Stationären Rehabilitation habe ich meinen Schwerpunkt auf die medizinischen Dimensionen gelegt. Ich habe zum Glück relativ schnell gemerkt, dass ich dieses Geschenk Rehabilitation erst einmal annehme, bevor ich den Gedanken aufbauen kann, mich wieder im Alltag behaupten zu wollen.

Dass Stationäre Rehabilitation in einem geschützten Rahmen verläuft, dass man da praktisch nicht fallen kann, dass so viele Leute um einen herum sind und einen auffangen, das bedeutet in diesem Sinne nicht die Tiefe des Alltags erleben (können). Oder wenn es die Tiefe gibt, dann sind da viele Menschen, die einem Hilfestellung geben.

In der *Rehabilitation im Alltag* oder *durch den Alltag* ist es nicht so, sondern eher so, dass man auf sich alleine gestellt ist, dass man seinen Alltag selbständig organisieren und bestreiten muss. Und wenn es Probleme gibt, dann ist da in der Regel niemand, der einem diese Schwierigkeiten abnimmt.

Eigentlich war ich zu der Zeit auch froh, dass ich herausfinden konnte, ob ich alles alleine kann, ob ich meinen Alltag organisieren kann.

Ich würde heute sagen, dass ich nach der Stationären Rehabilitation schon relativ fit war und zu dem Zeitpunkt, an dem ich begonnen habe zu studieren, nur noch nebenbei medizinische Aspekte im Alltag wahrgenommen habe.

Zu der Zeit dann habe ich begonnen, mich um meine berufliche und persönliche Entwicklung zu kümmern. Das soll aber nicht bedeuten, dass das bei allen Menschen so ist.

Dies ist, wieder einmal, klassisch mein Weg. Bevor das Berufliche oder Persönliche sich entwickeln konnte, musste ich erst das Akut-Medizinische angehen.

B. Sommer: Kannst Du mal einen typischen Tag von Dir schildern, nicht einen am Wochenende, sondern einen Werktag? Wie sieht bei Dir ein solcher Tag aus, vom morgendlichen Aufstehen bis zum Schlafengehen am Abend?

C. Kuonath: Ein typischer Tag. Gut, nehmen wir einmal einen Tag außerhalb der Saison, d.h. außerhalb der Erntezeit. Ich stehe auf, je nach dem, was ansteht, fange ich Zuhause an auf dem elterlichen Hof.

Dann bewege ich mich gegen 08.00 Uhr spätestens in den Betrieb, in meinen eigentlichen Beruf. Je nach dem, was da los ist, da ist auch außerhalb der Saison, zumindest in meinen Tätigkeitsbereich, immer was los.

Richtig feste Zeiten wie vor fünf Jahren, als ich da angefangen habe, wo es wirklich total ruhig, praktisch nichts los war, die gibt es gar nicht mehr.

Die Prozesse werden immer schneller, in immer kürzerer Zeit immer noch mehr. Ja, wir haben eigentlich eine Pause vorgeschrieben, so zwischen 12.00 und 13.30 Uhr Mittagszeit. Die Mittagspausen, die ich tatsächlich hatte, kann ich an einer Hand abzählen im Jahr.

Abends um 17.00 Uhr ist für mich meistens auch noch nicht Schluss. Es ist aber schon besser geworden.

Wenn ich dann normal herauskomme aus der Arbeit, dann komme ich so gegen 18.00 Uhr nach Hause. Dann helfe ich auf dem elterlichen Hof noch bei den Alltagsarbeiten. Dann ist es ungefähr 20.30 oder 21.00 Uhr, wenn nichts Besonderes mehr los ist.

Dann versorge ich mich, mache mein Vesper für den nächsten Tag, dann fange ich an, irgendwelche persönlichen Dinge wie Schreibarbeiten zu erledigen oder gönne mir einmal einen Abend, an dem ich nichts mache, oder ich verbringe den Abend in meinen eigenen vier Wänden oder pflege den Freundeskreis.

B. Sommer: Worin unterscheidet sich jetzt dieses Leben, Christoph, von dem, das Du vor Deiner Krankheit gelebt hast?

C. Kuonath: Ich entscheide heute anders als früher. Ich weiß nicht, ob es ausschließlich mit dem Alter zusammenhängt, was ich nicht wirklich glaube. Früher habe ich viel öfter mal etwas aus dem Bauche heraus entschieden, auch einmal etwas Leichtsinnes bei der Arbeit und im Freizeitbereich gemacht, heute entscheide ich eher nüchtern. Alles wird erst einmal gut durchdacht, weniger spontan oder aus dem Herzen heraus.

Das kann vorteilhaft sein, wenn man nicht so unüberlegt handelt. Das kann aber in gewissen Bereichen in meinen Augen auch von Nachteil sein, wenn man erst alles verplant, zehnmal überlegt und sich das ausdenkt. Es kommt später eh meistens anders, als man sich das vorher gedacht hat. Man kann das Leben nicht verplanen oder sich selber schützen.

Ich sehe heute auf jeden Fall die Gefahren anders, weil ich heute - unabhängig von den Tätigkeiten, die ich gerade vorrichte - eher die Risiken und Unfallgefahren einschätzen kann.

Ich bin insgesamt vorsichtiger geworden. Das ist einerseits eine tolle Sache, andererseits, wenn immer so ein bisschen Angst im Hintergrund mitschwebt und das Unbekümmerte weg ist, dann kann das auch wieder eine Last sein. Das ist ein schmaler Grad, auf dem ich mich da bewege, wenn ich bewerten müsste, was besser wäre, früher oder jetzt. Es ist auch nicht jeder Tag gleich.

B. Sommer: Du hast ja ohne Zweifel eine sehr erfolgreiche Rehabilitation durchlaufen, sonst würdest Du hier nicht sitzen. Gibt es da wichtige Stationen, wenn Du einmal zurück denkst? Akute Krankheit, Aufenthalt in der Rehabilitation, dann Studium, dann seit fünf Jahren in dem Betrieb - Gibt es da Stationen, bei denen Du sagst, das ließe sich in der Rückschau als besonders wichtige, vielleicht auch notwendige Schritte ansehen?

C. Kuonath: Ich weiß nicht, warum, aber schon relativ früh war mir klar, dass ich mir später nicht vorwerfen wollte, ich hätte während meiner Rehabilitation mehr machen können. Ich habe das Maß schon ziemlich erfüllt, das werden mir die Therapeuten auch bestätigen können.

Ich denke, dass das, was den Ablauf in den Akut-Krankenhäusern und auch in der Rehabilitation angeht, zumal mein Schwerpunkt ja eindeutig auf dem Medizinischen lag, schon nahezu als optimal zu bezeichnen ist.

Ich habe meinen Schwerpunkt später dann mehr und mehr verlagert. Ich war ja ständig tätig, in gewisse Arbeitsprozesse eingebunden. Da habe ich mein Training dann sozusagen in den Alltag hineinverlagert.

In den ersten Jahren nach der Rehabilitation habe ich die Fortbildung gemacht, das war in Ordnung so.

Heute muss ich aufpassen, dass ich von der medizinischen Seite her gesehen keine Fehlentwicklungen einschlage oder wenn ich Anzeichen vom Körper wahrnehme, dass ich da dann sehr aufmerksam sein muss.

Eine ganz wichtige Station nach der Rehabilitation, auch von der Erweiterung meines Horizontes, bestand darin, dass ich den Schritt schnell gegangen bin, weg von Daheim, und dass ich dann meine Weiterbildung in Form eines Studiums durchgezogen habe.

In der Zeit des Studiums hatte ich dann noch einmal den geschützten Rahmen für mich, nicht arbeiten zu müssen in dem Maße.

Als ich erst ein paar Wochen oder Monate Daheim war, also direkt nach Entlassung aus der Rehabilitation, von Mai bis Oktober des Jahres 1999, fand ich die Zeit zuerst sehr gut von meiner Arbeitsleistung her betrachtet.

Aber es war jedem klar, auch mir, dass ich dieses Level nach solch einer Krankheit auf Dauer würde nicht halten können. Danach war ich mehr und mehr am Versagen. Ich habe dann einen völlig falschen Aufbau gewählt. Statt langsam anzufangen mit der Arbeit und die Arbeitsbelastung kontinuierlich zu steigern, habe ich gleich voll gearbeitet.

In der Zeit des Studiums hatte ich, einmal abgesehen von den körperlichen Belastungen, genug damit zu tun, mich den Alltagsthemen zu stellen. Die Anforderungen der Hochschule und meine eigenen Ansprüche zu erfüllen, damit hatte ich genug zu tun. Aber ich habe gesehen, dass ich sehr wohl in der Lage bin, meine geistigen Fähigkeiten auszubilden.

Ich habe auch wahrgenommen, dass ich in der Lage war, auch ohne Unterstützung von Familie und Freundeskreis in einer fremden Stadt in einer eigenen Wohnung, mich selbst versorgen, meinen Alltag gestalten, meine berufliche Situation doch selber in die Hand nehmen zu können. Ich bin da bestimmt nicht bevorzugt worden damals.

Ich habe bemerkt, dass ich mich selber durchboxen konnte. Das hat mir sehr viel an Motivation gegeben, auch Selbstzufriedenheit und weiteren Antrieb.

Einer der wesentlichen Faktoren von meiner Rehabilitation, dass der gesamte Prozess erfolgreich verlaufen konnte, bestand in der Unterstützung durch meine Familie, durch den Freundeskreis, das stabile Umfeld, ganz klar auch die gute Arbeit der Therapeuten in der Stationären Rehabilitation.

Ganz wichtig für mich war auch, dass vor allem meine medizinischen Therapeuten mir etwas zugetraut haben, nachdem sie mich ein bisschen kennen gelernt hatten.

Sie haben gemerkt, dass ich mich immer mehr dahin entwickelt habe, meinen Weg realistisch einschätzen zu können.

Ein weiterer wichtiger Faktor besteht darin, dass ich selbst eine Haltung ausgeprägt habe, die Krankheit und vorübergehende Behinderung anzugehen. Meine vier Schlagwörter, die ich in dieser Zeit geprägt habe: Glaube, Hoffnung, Geduld und der eiserne Wille.

Die Erkenntnis war wichtig, dass ich, wenn ich das Angebot oder Geschenk der Stationären Rehabilitation und die Bewährungschancen nachher im Alltag als Anforderung annehme, dann wieder zurückkommen konnte, vielleicht nicht ganz zurück, aber in hohem Maße.

B. Sommer: Gab es einen markanten Wendepunkt in Deinem Leben? Einen Zeitpunkt, von dem Du sagen kannst, von da an wurde alles anders?

Krankheit ist ja ein Wendepunkt. Krankheit durchbricht ja Dein Leben von einer auf die andere Sekunde, unvorbereitet, also ist dies ein Wendepunkt. Gab es während der Akut-Krankheit oder der Rehabilitation einen Zeitpunkt, an dem Du gesagt hast, jetzt geht es aufwärts?

C. Kuonath: Es gab zwei markante Punkte. Einmal in der Zeit der Akut-Krankheit in der Uniklinik in Tübingen, als mir der Oberarzt der Station damals die Augen geöffnet hat auf vielleicht nicht ganz sanfte Art und Weise.

Was für mich in dieser Phase wahrscheinlich gut war, bestand darin, dass ich an meiner Einstellung gearbeitet habe. Ich wollte über das gegebene Maß hinaus arbeiten und trainieren, das wurde in eben dieser Phase angelegt.

In der Zeit, als ich mich öffnen musste, nicht mehr alleine klar kam mit den vielen Fragen, wie es weiter gehen sollte, was in der Zukunft kommen würde, da habe ich viel Unterstützung erfahren von meinen Mitmenschen. Ich habe mich auch mit fremden Menschen auf einer Ebene unterhalten können, die ich heute als eine Art von persönlicher Bereicherung für mein Leben ansehe.

Dann waren da zu Beginn meiner Zeit in der Rehabilitation, als ich wirklich gemerkt habe, wie es mir ging, Situationen, in den ich Höhen und Tiefen erlebt habe. Es gab Situationen, in denen ich fast kapituliert hätte, aber da haben mich dann meine Familie, meine Thera-

peuten, mein stabiles Umfeld so unterstützt, dass ich mich dann wenig später wieder auf das Wesentliche habe konzentrieren können.

Ich habe kurzzeitig sehr gehadert über der Frage, ob es nicht besser gewesen wäre, ich hätte meine Krankheit nicht überlebt. Das war keine lange Phase, in der ich mich mit diesem Thema auseinandergesetzt habe. Auch für mein Umfeld war dies keine glückliche Zeit, in der ich diese Gedanken geäußert habe.

Als diese Phase dann vorüber war, da habe ich mich wieder auf die wichtigen Stationen meiner Krankheitsbewältigung konzentrieren können.

B. Sommer: Was jetzt noch ansteht, Christoph, ist der Versuch, einen Ausblick nach vorne zu wagen. Was kommt in Deinem Leben noch? Hat das, was noch kommen wird, etwas mit Krankheit und Rehabilitation zu tun? Oder ist es völlig losgelöst von dem Ganzen? Was stellst Du Dir vor für die nächsten fünf bis zehn Jahre?

C. Kuonath: Es steht eine Entscheidung an, die zu einem hohen Maße von mir abhängt, die ich allein aber nicht treffen kann: die Frage der Übernahme des elterlichen Landwirtschaftsbetriebes.

Dies ist eine Aufgabe, die ich nach dem aktuellen Stand der Dinge allein nicht so ohne Weiteres meistern kann. Meistern vielleicht schon, aber ob ich dies ein Leben lang tun könnte und wollte, das ist hier die Frage.

Die Übernahme des elterlichen Hofes war immer meine Vision, die mich am Leben gehalten hat, den Weg zurück deutete ins alte Leben. Das konnte ich mir in meiner Jugend zwar nicht vorstellen, dann aber habe ich mich entschieden für meinen beruflichen Werdegang, Landwirtschaft und der elterliche Betrieb.

Diese Entscheidung steht nun in den nächsten fünf Jahren an. Entweder steige ich ein und baue es aus, so dass es eine Zukunft hat, oder ich stufe das zurück, mache da nur noch so viel, wie ich in meiner Freizeit oder neben meinem anderen Job machen kann.

Gut, das letzte wäre vielleicht der einfachere Weg, mit weniger Risiko besetzt, aber ob das der richtige Weg ist, das wage ich in der letzten Zeit immer mehr zu bezweifeln.

Inzwischen bin ich ja bei meiner Arbeit der verantwortliche Silo-Meister mit allen Konsequenzen der Verantwortung. Ich bin in meinem Unternehmen an einer Position, die von einem Silo-Meister nicht weiter ausgebaut werden kann. Es würde jetzt nur noch eine Steigerung geben, ich könnte eigentlich nur noch aufsteigen, indem ich meinen Chef ablöse.

Bezogen auf meine berufliche Qualifikation stellt dieser Job keine wirkliche Herausforderung dar, das ist klar, wobei ich mir über mein Tätigkeitsfeld hinaus Bereiche erschlossen habe, für die ich Verantwortung übernommen habe, die eigentlich die Bereiche von meinem Chef gewesen wären.

Hätte ich mir diese Bereiche nicht aufgetan, dann hätte ich überhaupt keine Motivation oder keinen Ansporn mehr gehabt. Für den Einstieg in mein Berufsleben war das in Ordnung so, praktisch zum Wieder-Einstieg in den Beruf, aber auf Dauer kann es das nicht sein.

Oder aber es ist doch noch irgendwann so, dass ich auf eine Aufgabe stoße, an die ich heute nur zu träumen hoffe. Da ich aber noch nicht sagen kann, ob es diese Aufgabe überhaupt gibt oder ob ich mich, wenn sie mir denn tatsächlich begegnet, auf sie einlassen kann, da bin ich mir selber noch nicht sicher, ob ich da nicht schon wieder zu sehr in der alten Linie bin.

Auf jeden Fall stehen Entscheidungen an, die einerseits für mich eine Last sind, mitunter auch ein Problem darstellen. Andererseits habe ich Angst, dass es irgendwann einmal zu spät sein kann, dass ich die Entscheidung nicht selber treffe, sondern dass sie durch Ereignisse wie beispielsweise eine schwere Krankheit getroffen wird.

Was ich damit sagen will: Ich hoffe, dass ich diese Entscheidung selber, aktiv treffen kann und nicht auf irgendwelche Ereignisse reagieren muss. Ich tue mich schwer mit dieser Frage, aber ich gehe einmal davon aus, dass sich nach der Entscheidung für mich neue Entwicklungsmöglichkeiten in beruflicher und persönlicher Hinsicht auftun werden.

Aufgrund dieser Situation, so würde ich das heute einschätzen, dümpel ich ein bisschen vor mich hin, ohne Linie, ohne Ziel. Aber ich halte immer wieder einmal inne und denke, ich müsste das jetzt angehen und darf das nicht so vor mich herschieben. Nicht abwartend, sondern ich muss aktiv etwas tun, bisher allerdings ohne durchschlagenden Erfolg.

So mache ich im Moment weder im persönlichen Bereich große Entwicklungsschritte noch in der Hinsicht, was meinen weiteren Lebensweg oder meine Lebensaufgaben angeht.

Vielleicht tue ich aber auch einfach zu wenig, um meine spezielle Aufgabe zu finden, vielleicht müsste ich da einfach aktiver sein.

B. Sommer: Und was könntest Du da tun, wenn Du sagst, Du bist nicht aktiv genug? Welche Möglichkeiten siehst Du da für Dich, in aktiver Weise auf die Suche zu gehen?

C. Kuonath: Da ich ja behaupte, durch meine persönlichen Erfahrungen mit Krankheit und Rehabilitation auf etwas gestoßen zu sein, was als Glaube oder *Höhere Macht* bezeichnet werden könnte, würde ich mir einen Fingerzeig wünschen. Vielleicht sollte ich insgesamt aber mit offeneren Augen durch das Leben gehen.

Weil mich die beschriebene Entscheidungssituation im Moment doch sehr belastet, merke ich an mir, dass ich für andere Themen nicht wirklich offen bin, dass ich vieles an Entwicklungen nicht wirklich wahrnehmen kann, dass ich mich zur Zeit gerade mit Scheuklappen umher bewege.

Zu meinem Leidwesen habe ich das feststellen müssen. Das war aber nicht immer so. Je näher ich dieser Entscheidung komme, um so drastischer wird es. Nach der Entscheidung wird es wahrscheinlich ein Gefühl der Befreiung sein, was mich erfüllen wird.

2.3.3. Zusammenfassung und Versuch einer vorläufigen Einordnung

Im Zentrum dieses Gespräches zwischen Christoph Kuonath und Bernd Sommer stehen die Bewertungen und Einschätzungen von Christoph Kuonath hinsichtlich des Themenbereiches *Rehabilitation in und durch den Alltag*.

D.h. nicht die akute Krankheitsphase und die sich anschließende Phase Stationärer Neurologischer Rehabilitation werden vornehmlich thematisiert, sondern vor allem die Versuche Christoph Kuonaths, außerhalb des beschützenden Rahmens Stationärer Rehabilitation oder einer ihn behütenden Familie seinen Platz in Beruf, Freundeskreis, Familie und, allgemein gesprochen, in der Gesellschaft zu finden.

Die Frage, ob ein solch einschneidendes Ereignis wie die ihn in seinem Leben bedrohende Krankheit eintreten musste, um ihn zu einem gesunden Maß von Anstrengung und Entspannung, von beruflicher Herausforderung und Freizeit leiten zu können, beantwortet Christoph Kuonath in der zum wiederholten Male wahrnehmbaren, als typisch zu bezeichnenden Weise eines gleichzeitigen „ja“ und „nein“.

Eine weniger folgenschwere Krankheit hätte Christoph Kuonath nach eigenen Aussagen nur kurzzeitig von seinem bis dahin eingeschlagenen, beruflichen Belange in den Mittelpunkt stellenden Weg abbringen können.

Eine existenzgefährdende Krankheit jedoch habe als eine Art von Notbremse fungiert, d.h. Christoph Kuonath habe seine Augen nicht verschließen können vor weitreichenden Folgeerscheinungen seiner Krankheit in Form von Lähmungserscheinungen und temporären Behinderungen.

Ein über Jahre durch 16 und mehr Stunden täglicher Arbeit gekennzeichnetes Leben fordert, so eine mögliche Vorstellung von außenstehenden Betrachtern, praktisch ein einschneidendes Ereignis heraus.

Da Christoph Kuonath bei weniger positivem Verlauf seiner Krankheit und Wiedergenesung durchaus hätte sterben können, wird ihm über den Weg selbstkritischen Nachdenkens deutlich, dass etwas auf ihn zukommen musste, was ihn dazu zwingen würde, diesen dauerhaften Kreislauf von körperlich anstrengender Arbeit auf dem Ausbildungsbetrieb und gleichzeitig erfolgender Mitarbeit auf dem elterlichen Bauernhof zu durchbrechen.

Christoph Kuonath sieht entgegen seinen Vorstellungen vor Ausbruch der Erkrankung das Thema Krankheit nicht ausschließlich als etwas Negatives, Bedrohendes oder gar Vernichtendes an, sondern, so beschreibt er dieses Phänomen, als eine Art *zweiter Chance*. Er könne aus den Erfahrungen mit Krankheit und Rehabilitation etwas gewinnen und aus dieser existentiellen Krise für sich gestärkt hervorgehen.

Andererseits bleibe das Ereignis Krankheit im Leben des Christoph Kuonath als eine Art Mahnmal oder Warnung in Erinnerung. Er selbst habe einen für sich angemessenen Weg der Krankheitsverarbeitung finden können. Er sähe seine Überzeugung weiterhin als bestätigt an, wonach sich niemand, auch wenn er oder sie von chronischer Krankheit oder schwerer Behinderung gezeichnet sei, aufgeben dürfe.

Es gäbe, so ein zumindest in Ansätzen entwickelter Erklärungsansatz Christoph Kuonaths, Ereignisse und Entwicklungen, die unerklärlich scheinen und nur auf die Existenz und den Einfluss einer *Höheren Macht* zurückzuführen seien.

In der Rückschau auf seine berufliche und persönliche Entwicklung der vergangenen neun Jahre wird deutlich, dass Christoph Kuonath den lebenserhaltenden akutmedizinischen Maßnahmen, den therapeutischen Interventionen im Rahmen von Stationärer Neurologischer Rehabilitation, den Beziehungen zu Familienmitgliedern, Freunden und jugendlichen Mitpatienten/Rehabilitanden, aber auch dem Widerstand gegen eine Entscheidung des therapeutischen Teams hinsichtlich seiner beruflichen Zukunft, seinem Entschluss, die Ausbildung zum Landwirt trotz aller Einschränkungen mit den ausstehenden Prüfungen zu beenden, der Herausforderung, unmittelbar nach Ende der Stationären Rehabilitation ein Weiterbildungsstudium aufzunehmen und erfolgreich abzuschließen, besondere Bedeutung im Prozess seiner Wiedergenesung zuschreibt.

Der eigentliche Gradmesser, ob Rehabilitation erfolgreich verlaufen sei, könne nach Meinung Christoph Kuonaths aber erst zu dem Zeitpunkt bestimmt werden, als die Anforderungen und Herausforderungen des alltäglichen Lebens in unmittelbarer, nicht gefilterter Weise auf ihn einströmten: die Organisation eines eigenen Haushaltes, die Ansprüche eines Fachhochschulstudiums, das Aufbauen und Aufrechterhalten eines seinen Bedürfnissen und Interessen entsprechenden Bekannten- und Freundeskreises.

Christoph Kuonath sieht akutmedizinische Versorgung und Stationäre Rehabilitation als die Grundlagen für weiterreichende Entwicklungsmöglichkeiten in seinem Alltag an. Die wieder- oder auch neugewonnenen Fähigkeiten körperlicher, geistiger, emotionaler, intellektueller und kommunikativer Art kann Christoph Kuonath auch dadurch in der erfolgten Intensität ausprägen, da neben positiven Unterstützungsmomenten in Form von sein Leben beeinflussenden Personen auch Widerstände überwunden werden müssen, die ihn letztendlich in seinen vier Stützpfählern bestätigen: Glaube, Hoffnung, Geduld und sein eiserner Wille.

Auf seine Zukunft hin befragt äußert Christoph Kuonath Zweifel hinsichtlich der anstehenden Entscheidung, den elterlichen Hof verantwortlich zu übernehmen oder einen anderen beruflichen Weg einzuschlagen. Innerhalb der kommenden fünf Jahre werde diese Entscheidung zu treffen sein, von der er sich, wenn sie dann endlich getroffen sein werde, ein Gefühl der Befreiung erwarte.

3. *Rehabilitation im Alltag* - Christoph Kuonath und seine Geschichte

3.1. Zusammenfassung und Diskussion

Christoph Kuonath sieht Krankheit und Behinderung aus gegenwärtiger Sicht auf der einen Seite als etwas Negatives, als ihn in seiner Gesundheit und Existenz Bedrohendes, auf der anderen Seite aber zugleich als Chance an, „Ereignisse in die richtige Größe zu rücken und festzustellen, dass es auch noch andere Dinge im Leben gibt, die nicht unwichtig sind“³⁵.

Der ehemalige Rehabilitand erkennt in dem 15-monatigen Aufenthalt im Hegau-Jugendwerk Gailingen seine eigentliche Rettung. Im Akut-Krankenhaus sei ihm zwar das Leben als solches gerettet worden, die Fähigkeiten und Fertigkeiten, die für die Bewältigung lebenspraktischer Aufgaben unerlässlich scheinen, habe er jedoch erst im Laufe seiner Rehabilitation (wieder-) erlernen können.

Christoph Kuonath hat während der Zeit seiner Krankheit und der sich anschließenden Phase von Rehabilitation auf vielfältigen Ebenen Anstöße erhalten, Lebensaufgaben zu überdenken, neu zu definieren und sich auf die Suche nach dem Sinn des Lebens zu begeben. Eine in ihren Auswirkungen weniger gravierende Erkrankung hätte nach Meinung Christoph Kuonaths „nicht ausgereicht, weil dann wäre alles wieder gut gewesen und ich wäre in den alten Trott gefallen“³⁶.

Der Tag der Entlassung aus der Stationären Rehabilitation stellt für Christoph Kuonath in verschiedener Hinsicht einen Wendepunkt bzw. eine Art Neuanfang in seinem Leben dar: Ihn verbinden mit dem 28. Mai 1999, dem Tag der Entlassung, aus heutiger Sicht zum einen Gefühle von Traurigkeit und Abschiednehmen von befreundeten Jugendlichen, von für ihn wichtigen Therapeuten sowie von einer für sein weiteres Leben bedeutsamen Phase der Rekonvaleszenz und Rehabilitation. Zum anderen jedoch nimmt die Erkenntnis im Denken des Christoph Kuonath einen immer größer werdenden Raum ein, in deren Zuge er sich den täglichen Anforderungen der gesellschaftlichen und beruflichen Wirklichkeit stellen will.

Vieles sei in seinem Leben inzwischen wieder selbstverständlich geworden. Diese Aussage trifft Christoph Kuonath nicht ausschließlich im positiven Sinne, sondern auch selbstkritisch. Statt in den alten Trott zu verfallen, wolle er sich Zeit nehmen, seine Gedanken zu ordnen und sich über Sinnfragen und mögliche Antworten mit ihm nahestehenden Menschen auszutauschen.

Eigenverantwortlichkeit in Entscheidungssituationen des alltäglichen Lebens wie auch das Recht auf Selbstbestimmung über das eigene Leben sind Qualitäten des Menschen, und dies wird u.a. in den Schilderungen von Christoph Kuonath deutlich, die trotz Krankheit und Behinderung sowie deren möglichen Folgeerscheinungen unabdingbare Voraussetzungen für das Akzeptieren des gegenwärtigen (Bewusst-)Seins-Zustandes und für die konstruktive Entwicklung neuer Lebensperspektiven darstellen.

Christoph Kuonath zeigt in eindrucksvoller Weise, wie er auf seinem individuellen Weg hin zu seiner Form von *Krankheitsverarbeitung* und *Behinderungsbewältigung* dem einschneidenden Ereignis und den damit verbundenen Folgeerscheinungen einen Sinn zuzuschreiben vermag, wie er aufgrund seiner subjektiven Deutungsversuche selbst die Grundlage schafft, seiner veränderten Situation entsprechend neue Lebensvorstellungen aufzubauen.

Das Abschiednehmen aus der Stationären Rehabilitation in Gailingen, das übergangsweise erfolgende (Wieder-)Einsteigen in die Arbeit auf dem elterlichen Bauernhof, das Aufnehmen und erfolgreiche Abschließen der qualifizierten Weiterbildung zum Agrartechniker an der Fachhochschule Nürtingen, damit verbunden das Einrichten eines selbständig zu versorgenden Haushaltes, das Aufbauen und Aufrechterhalten von existentiell bedeutsamen Sozialkontakten außerhalb der ihm bekannten „Räume“ Rehabilitationszentrum und Elternhaus bzw. Heimatort, das (Wieder-)Aufnehmen von Aufgaben aus dem Bereich „Erwerben und Anwenden theoretischen Wis-

³⁵ SOMMER 2007 a, 178.

³⁶ SOMMER 2007 a, 180.

sens“, das beharrliche Suchen nach ihn herausfordernden Lebensaufgaben, das kontinuierliche Bearbeiten von ihn beschäftigenden Fragen nach dem Sinn des Lebens - dies alles sind Schritte hin auf dem Weg zu der erfolgreichen Krankheitsverarbeitung in der Christoph Kuonath individuell kennzeichnenden Weise.

Die beiden Gespräche aus dem Jahre 2006, zum einen dokumentiert über den Mitschnitt der Lehrveranstaltung *Behinderung und Rehabilitation* vom Mai 2006, zum anderen dokumentiert über das Gespräch mit Bernd Sommer vom Dezember 2006, lassen einerseits die Aktualität wie auch die Verankerung der lebensbedrohenden Krankheit in dem Leben von Christoph Kuonath sichtbar werden.

Andererseits wird aber auch eine deutliche Distanz wahrnehmbar, die erklärt werden kann aus dem zeitlichen Abstand zu den dramatischen Ereignissen, die aber auch deshalb gedanklich nachvollziehbar wird, da Christoph Kuonath über seinen individuellen Weg die Krankheit als solche verarbeitet, die temporären wie auch die bleibenden Behinderungen bewältigt und in die Gestaltung seines Lebensalltags „eingebaut“ zu haben scheint.

Christoph Kuonath hat wichtige Stationen im Sinne von *Rehabilitation im und durch den Alltag* durchlaufen. Er sei nach eigenen Aussagen in der Lage, selbständig zu leben und eigenständig für ihn bedeutsame Entscheidungen für sein Leben zu treffen. Somit stellt Christoph Kuonath die Verkörperung einer gelingenden Rehabilitation dar, die auf die vollständige Wiedereingliederung in das soziale, familiäre, berufliche und gesellschaftliche Alltagsleben abzielt.

Bei (selbst-)kritischer Betrachtung der mündlichen Erzählungen, der schriftlichen Berichte, der mit Studierenden der Sozialpädagogik und Sozialwirtschaft geführten Diskussionen sowie der gemeinsamen Gespräche von Christoph Kuonath und Bernd Sommer lässt sich u.a. die Beobachtung ausmachen, dass Schreiben und Erzählen im Leben des Christoph Kuonath sowohl als Methode wie auch als Ergebnis seines individuell gewählten Weges von *Krankheitseinsicht*, *Krankheitsverarbeitung* und *Behinderungsbewältigung* gedeutet werden können.

Im April des Jahres 2000, nahezu ein Jahr nach seiner Entlassung aus dem Hegau-Jugendwerk Gailingen, wird Teil 2 von „Biographie und Behinderung“³⁷ veröffentlicht. Im Unterschied zu dem ersten Teil von „Biographie und Behinderung“³⁸, der zeitlich authentisch den Krankheitsverlauf und die sich anschließenden Phasen von Rehabilitation beschreibt, stellen die Berichte aus dem Jahr 2006 eine Rückbesinnung auf Ereignisse dar, die zeitlich gesehen mehrere Jahre vor dem Niederschreiben anzusiedeln sind.

Christoph Kuonath zeichnet sich in den Berichten zum zweiten Teil von „Biographie und Behinderung“ als selbstkritisch reflektierender, hohe Ansprüche an sich und seine persönlichen Einstellungen wie beruflichen Vorstellungen formulierender Mensch aus, der die 15 Monate währende Lebensphase des Stationären Aufenthaltes im Neurologischen Rehabilitationszentrum Hegau-Jugendwerk Gailingen zu diesem Zeitpunkt zwar bereits seit einem Jahr hinter sich gelassen hat, der sich aber durch die während dieser Zeit angebahnten Entwicklungen beeinflusst zeigt.

Zwischen den Ereignissen und Begegnungen als solchen und der rückbesinnenden Darstellung liegen Wochen und Monate, in denen Christoph Kuonath lernt, sich im Verhältnis zur Ebene der reinen Beschreibung auf einem höher anzusiedelnden Bewusstseins- und Reflexionsniveau zu bewegen, vor dessen Hintergrund er wiederum die ihn beschäftigenden Fragen nicht nur zu formulieren, sondern mögliche Antworten in nahezu als philosophisch zu bezeichnender Weise für sich zu deuten sucht.

Die Aufnahme der qualifizierten Weiterbildung zum Agrartechniker wie auch seine Teilnahme als (mit-)verantwortlicher Gastreferent bei Lehrveranstaltungen zum Themenbereich *Krankheits- und Behinderungsbearbeitung anhand von Beispielen aus (sozial-)pädagogischen Arbeitsfeldern* sind äußerlich sichtbare Zeichen dafür, dass Christoph Kuonath sich hinsichtlich des

³⁷ vgl. SOMMER/KUONATH 2000.

³⁸ vgl. KUONATH/SOMMER 1999.

komplexen Prozesses von Rehabilitation auf die Stufe hin bewegt, die als *Rehabilitation im Alltag* bezeichnet werden kann.

Hier stehen nicht mehr vordringlich medizinische und berufsbildende Belange im Vordergrund, sondern die Suche nach der Verankerung im Leben außerhalb von beschützenden Einrichtungen wie dem Akut-Krankenhaus oder dem Rehabilitationszentrum.

Christoph Kuonath befindet sich nunmehr in der Phase von Rehabilitation, in deren Rahmen er sich selbst beweisen muss, dass er den Anforderungen des alltäglichen Lebens in persönlicher, beruflicher und sozialer Art gewachsen ist.

Im alltäglichen Leben sieht sich Christoph Kuonath den Aufgaben gegenüber, sich möglichst selbstbestimmt und selbständig, kommunikativ und in ausreichendem Maße konfliktfähig, sich in sozialen (Gruppen-)Situationen adäquat verhaltend, sich sozial kompetent den persönlichen und beruflichen Herausforderungen zu stellen³⁹.

Diese Anforderungen auf der Ebene des alltäglichen Lebens sind Bestandteile eines lebenslang währenden psychosozialen Rehabilitationsprozesses, der in seinen Ansätzen bereits während seiner Stationären Rehabilitation im Hegau-Jugendwerk Gailingen angebahnt wird.

Das erste Gespräch von Christoph Kuonath und Bernd Sommer findet im November des Jahres 2000 statt und ist von der methodischen Gesamtplanung her betrachtet als Möglichkeit konzipiert, relativ zeitnah Rückschau zu halten und gleichzeitig Erklärungs- und Deutungsmuster von Krankheit sowie subjektiv erfolgende Sinnzuschreibungen des Ereignisses Krankheit in die vorfindliche Lebensgeschichte aus aktueller, gegenwärtiger Sicht (des Jahres 2000) abzugeben.

In diesem Teil von „Biographie und Behinderung“ werden wesentliche Aspekte des aktuellen Standes von *Rehabilitation im Alltag* beschrieben, der bislang erreichte Grad an Selbständigkeit und Eigenverantwortlichkeit hinsichtlich alltagsrelevantem Denken und Handeln.

Zwischen Veröffentlichung des zweiten Teils von „Biographie und Behinderung“ und dem ersten Gespräch vom November des Jahres 2000 liegt wiederum ein halbes Jahr zeitlicher Abstand, so dass die sich in Ansätzen abzeichnenden Lebensperspektiven, die in schriftlicher Form in „Biographie und Behinderung“ (Teil 2) angedeutet werden, vor dem Hintergrund der Betrachtung der fortschreitenden Entwicklung des Christoph Kuonath, seinem Mehr an Lebenserfahrung und wachsendem Grad an Bewusstheit über die „wirklich wichtigen Dinge des Lebens“ (Christoph Kuonath) bewertet werden können⁴⁰.

Die Gespräche aus dem Jahre 2006 lassen zugleich Nähe und Distanz von Christoph Kuonath zu den Ereignissen um Krankheit und Rehabilitation deutlich werden. Vieles aus seinem Lebensalltag scheint sich jedoch zu normalisieren: Seit mehr als fünf Jahren ist er als festangestellter Silo-Meister tätig, er zeichnet sich durch seine Mitarbeit bei anfallenden Aufgaben auf dem elterlichen Bauernhof aus, er macht sich Gedanken um seine persönliche und berufliche Zukunft - allesamt Überlegungen, die nicht zwingend im Zusammenhang mit einem jungen Erwachsenen stehen (müssen), der eine lebensbedrohende Krankheit und die sich über Jahre entwickelnde Wiedergenesung durchlebt hat, sondern die eher Themen einer Normalbiographie darstellen.

Als Endzwanziger steht Christoph Kuonath heute vor wichtigen Lebensentscheidungen wie beispielsweise der Frage nach der möglichen verantwortlichen Übernahme des elterlichen Betriebes, ebenso wie nach persönlichen Fragen wie beispielsweise der Suche nach einer Lebenspartnerin und den Gedanken an die Gründung einer eigenen Familie.

3.2. Ausblick

Die Darstellung von Auszügen aus der erzählten Lebensgeschichte des Christoph Kuonath stellt einen Versuch zur Beantwortung der bislang in der wissenschaftlichen Forschung und der einschlägigen Literatur vernachlässigten Frage dar, auf welche Weise die komplexen Prozesse von Sensibilisierung für die eigene, veränderte Lebenssituation, von *Krankheitsverarbeitung* und

³⁹ vgl. Hegau-Jugendwerk 1999; vgl. auch Jugendwerk Gailingen 1990, 1994.

⁴⁰ vgl. SOMMER 2007 a.

Behinderungsbewältigung sowie von der Entwicklung veränderter, neuer Zukunftsperspektiven in ihren biographischen und sozialen Bezügen ablaufen können.

Im Zusammenhang mit der vorliegenden Beschreibung der Ereignisse um Krankheit, Rehabilitation und um die Suche nach dem Sinn im Leben des Christoph Kuonath kann und soll nicht der Anspruch auf Allgemeingültigkeit erhoben werden.

Was jedoch u.a. deutlich werden sollte, ist die Komplexität und Vielschichtigkeit eines Lebens, das sich in seinem Verlauf mit all seinen biographischen, familiären, schulischen und beruflichen Bezügen als einzigartige, mit keinem anderen Menschen vergleichbare Lebensgeschichte darstellt.

Von Seiten Christoph Kuonaths werden ernstzunehmende Bemühungen wahrnehmbar, Erklärungs- und Deutungsmuster zu entwickeln, Krankheit einen für ihn erkennbaren und gedanklich nachvollziehbaren Sinn zuzuschreiben sowie neue Perspektiven in persönlicher und beruflicher Hinsicht aufzubauen.

Dies stellt einen sich kontinuierlich entwickelnden Denk- und Arbeitsprozess dar, dessen vorläufige Erkenntnisse Christoph Kuonath anderen Menschen - seien sie selbst von (chronischer) Krankheit und Behinderung betroffen oder bedroht, seien es Familienangehörige von kranken und behinderten Menschen oder seien es an dem Thema *Biographie und Behinderung* bzw. *Krankheitsverarbeitung* und *Behinderungsbewältigung* interessierte Vertreter der (Fach-)Öffentlichkeit - als Anregungen und gedankliche Anstöße zur Verfügung stellen möchte.

Es wird Aufgabe weiterer Forschungsprojekte sein, den in seinen Grundzügen dargestellten, (auto-)biographisch orientierten Arbeitsansatz von KUONATH und SOMMER (1999, 2000, 2001, 2007) weiterzuentwickeln, um Muster von *Krankheitsverarbeitung* und *Behinderungsbewältigung* in ihrem Zusammenwirken mit biographischen, berufsbiographischen, familiären, sozialen und kulturellen Bezügen nachvollziehbar herausarbeiten und damit deren lebensgeschichtlich bedeutsame Relevanz verdeutlichen zu können.

Übersicht über die verwendete/weiterführende Literatur

- BAUBY, J.-D. 1997: Schmetterling und Taucherglocke. Wien.
- Bundesarbeitsgemeinschaft für Rehabilitation 1993: Herausforderungen und Perspektiven der Rehabilitation. Vorschläge für die Weiterentwicklung in der Rehabilitation. In: Rehabilitation (32) 1993, 1-25.
- HAUS-HERRMANN, H./HEUBROCK, D. 1996: Psychosoziale Arbeit in der stationären neurologischen Rehabilitation von Kindern und Jugendlichen. In: MICHELS, H.-P. (Hrsg.), Chronisch kranke Kinder und Jugendliche. Psychosoziale Betreuung und Rehabilitation. Tübingen 1996, 211-227.
- Hegau-Jugendwerk 1999: Ein Überblick über Arbeitsbereiche und inhaltliche Schwerpunkte der Einrichtung. Schriftenreihe Jugendwerk - Beiträge zur Neurologischen Rehabilitation von Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen Bd. 9. Gailingen.
- Jugendwerk Gailingen 1990: Konzeption des Sozialpädagogischen Dienstes des Neurologischen Rehabilitationskrankenhauses für Kinder und Jugendliche Jugendwerk Gailingen. Gailingen, hektogr. Manuskript.
- Jugendwerk Gailingen 1994: Arbeitspapier Sozialpädagogische Arbeit im Jugendwerk Gailingen. Gailingen, hektogr. Manuskript.
- KUONATH, C./SOMMER, B. 1999: Biographie und Behinderung: Subjektive Deutungen und Bewältigungsstrategien von Krankheit und Behinderung. Ein autobiographisch orientierter Erfahrungsbericht. Schriftenreihe Jugendwerk - Beiträge zur Neurologischen Rehabilitation von Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen Bd. 6. Gailingen.
- LEONARDT, K. 2004: Die berufliche Rehabilitation im Kontext der Lebensgeschichte - eine biographieanalytische Studie. Diplomarbeit im Fachhochschulstudiengang Soziale Arbeit der Otto-Friedrich-Universität Bamberg, Fachbereich Soziale Arbeit. Dokument Nr. 35742 aus dem Wissensarchiven des GRIN Verlags (www.wissen24.de).
- LUCIUS-HOENE, G. 1997: Leben mit einem Hirntrauma. Autobiographische Erzählungen von Kriegshirnverletzten und ihren Ehefrauen. Bern, Göttingen, Toronto, Seattle.
- MICHEL-SCHWARTZE, B. 2002: Handlungswissen der Sozialen Arbeit. Deutungsmuster und Fallarbeit. Opladen.
- MISEK-SCHNEIDER, K. 1996: Psychosoziale Aspekte von Kranksein und Krankheitsbewältigung. In: SCHWARZER, W. (Hrsg.), Lehrbuch der Sozialmedizin für Sozialarbeit, Sozial- und Heilpädagogik. Dortmund 1996, 73-95.
- MÜHLUM, A. 1999: Rehabilitation im Lebenslauf. Die Ganzheitsperspektive als Herausforderung für Sonderpädagogik und Soziale Arbeit. In: WILKEN, E./VAHSEN, F. (Hg.), Sonderpädagogik und Soziale Arbeit. Rehabilitation und soziale Integration als gemeinsame Aufgabe. Neuwied, Kriftel, Berlin 1999, 44-60.
- NOBLE, I. 2006: Wie ein Loch im Kopf. Mein Tumortagebuch. München.
- PÖSSL, J./MAI, N. 1996: Rehabilitation im Alltag. Gespräche mit Angehörigen hirngeschädigter Patienten. Dortmund.
- REGUS, M. 1996: Rehabilitation chronisch kranker und behinderter Menschen. In: SCHWARZER, W. (Hrsg.), Lehrbuch der Sozialmedizin für Sozialarbeit, Sozial- und Heilpädagogik. Dortmund 1996, 157-177.
- RENSINGHOFF, C. 2006: Das schwere Schädel-Hirntrauma im Kindes- und Jugendalter. Dokumentation der Wahlfachübung „Bildungswesen und berufliche Rehabilitation“. In: Soziale Arbeit (55), 2006, 1, 23-28.
- RITZ, A. 1998: Neurologische Rehabilitation von Kindern und Jugendlichen. In: not - Unabhängige Fachzeitschrift der Schädel-Hirnverletzten (6) 1998, 3, 20-24.

- SCHELLIG, D. 1996: Neurorehabilitation nach traumatisch bedingten Hirnschädigungen bei Kindern und Jugendlichen. In: MICHELS, H.-P. (Hrsg.), Chronisch kranke Kinder und Jugendliche. Psychosoziale Betreuung und Rehabilitation. Tübingen 1996, 251-277.
- SCHNEIDER, U./WEISHAUPT, G./MAI, N. 1993: Warum hat mir das niemand vorher gesagt? Erfahrungen jugendlicher Patienten mit Hirnverletzungen. Dortmund.
- SOMMER, B. 1997 a: Pädagogik in der Neurologischen Rehabilitation hirngeschädigter Kinder und Jugendlicher. Zur Notwendigkeit einer wissenschaftlichen Grundlegung. In: Unsere Jugend (49) 1997, 1, 18-21.
- SOMMER, B. 1997 b: Pädagogik in der Neurologischen Rehabilitation hirngeschädigter Kinder und Jugendlicher. In: STEINEBACH, C. (Hrsg.), Heilpädagogik für chronisch kranke Kinder und Jugendliche. Freiburg/Brsg. 1997, 175-186.
- SOMMER, B. 1998: Pädagogik und Neurologische Rehabilitation hirngeschädigter Kinder, Jugendlicher und junger Erwachsener. Versuch einer Standortbestimmung. Schriftenreihe Jugendwerk - Beiträge zur Neurologischen Rehabilitation von Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen Bd. 5. Gailingen.
- SOMMER, B. 1999: Pädagogik und Neurologische Rehabilitation hirngeschädigter Kinder, Jugendlicher und junger Erwachsener. Standortbestimmung und Perspektiven einer wissenschaftlichen Grundlegung. Egelsbach.
- SOMMER, B. 2000: Biographie und Behinderung. Anmerkungen zu Krankheit, Behinderung und Rehabilitation in der Lebensgeschichte jugendlicher Rehabilitanden; unveröffentl. Aufsatzmanuskript. Singen/Htwl.
- SOMMER, B. 2001: Biographie und Behinderung. Anmerkungen zu Krankheit, Behinderung und Rehabilitation in der Lebensgeschichte jugendlicher Rehabilitanden. In: LÖFFLER, Chr., „... man wundert sich, was man ertragen kann“. Text- und Bilddokumentation durch Unfall und Krankheit hirngeschädigter Kinder und Jugendlicher. Gottmadingen 2001, 85-100.
- SOMMER, B. 2006: Grundlagen sozialpädagogischen Denkens für Studierende der Sozialwirtschaft. Eine Einführung. Marburg/Lahn.
- SOMMER, B. 2007 a: Krank sein, aber leben. Der Fall des Christoph Kuonath. Marburg/Lahn.
- SOMMER, B. 2007 b: Krank sein, aber leben. In: „not“ - Zeitschrift der Schädelhirn-Verletzten und Schlaganfall-Patienten (16. Jg.) 2007, 4, 58-59.
- SOMMER, B./KUONATH, C. 2000: Biographie und Behinderung Teil 2: Lebenslauf, Krankheitsbewältigung und Rehabilitation. Biographische Erfahrungen mit Krankheit und Rehabilitation in der fachlichen Diskussion mit Studenten der Sozialpädagogik. Schriftenreihe Jugendwerk - Beiträge zur Neurologischen Rehabilitation von Kindern, Jugendlichen und jungen Erwachsenen Bd. 10. Gailingen.
- SOMMER, B./KUONATH, Chr. 2001 a: Biographie und Behinderung: Krankheit, Rehabilitation und Lebensgeschichte eines Jugendlichen in Selbstzeugnissen. Ein autobiographisch orientierter Forschungsansatz. Egelsbach.
- SOMMER, B./KUONATH, Chr. 2001 b: Biographie und Behinderung. In: „not“ - Zeitschrift der Schädel-Hirnverletzten und Schlaganfall-Patienten (10. Jg.), 2001, 6, 62-63.
- SPÖHRING, W. 1989: Qualitative Sozialforschung. Stuttgart.
- STADLER, H. 1990: Didaktische Probleme des Unterrichts und der Unterweisung bei Schädel-Hirn-Traumatikern. In: Rehabilitation (29) 1990, 192-200.